Auf Papier ist doch alles möglich

sogar, daß in der ersten Spalte der Satz steht

»Ich verstehe es, daß die Tatsache, daß eine krankhaft veranlagte Frau zu 6 Jahren Kerker verurteilt wurde, während die Leute, die ihre krankhafte Veranlagung ausgenützt haben, frei herumlaufen, Befremden erregen kann. Ob da etwas hinter den Kulissen mitgespielt hat, kann ich nicht sagen.«

Und der es nicht sagen kann, aber wissen muß, ist der Mann, der das skandalöse Urteil gefällt hat, Herr Habietinek, dem infolgedessen der ‚Abend', als Dank dafür, daß er ihm die erste Spalte füllte, das Lob spendet:

Es ist anzuerkennen, daß Hofrat Habietinek so aufrichtig spricht. Er, der immer ein milder Richter war, hätte nur die Stärke haben müssen, im Fall Kadivec durchzustehen. — — Ein Mann, der durch viele Jahre einer der höchsten Richter in Österreich war, bestätigt hier, was heute in Österreich allgemeines Empfinden ist: daß die österreichische Justiz faul ist

Und nachdem die Gracchen so nicht nur, wie es täglich auf allen Gebieten des publizistischen Lebens erlebt wird, zu Klägern, sondern sogar zu Richtern geworden sind und dafür von dem Blatt, welches ihre Schuld enthüllt, gelobt werden, kann es in der zweiten Stelle fortfahren:

Wiederaufnahme, weil die Justiz geschändet wurde

Die Wiederaufnahme des Prozesses Kadivec ist eine unabweisbare Forderung. — — Das ist der springende Punkt: Die Tatsache, daß das Gericht weghörte, wenn Dinge vorkamen, die den Mitangeklagten der Frau schädlich sein konnten — —

Aber einer unserer Mitarbeiter hätte Gelegenheit, mit dem Schänder der Justiz zu sprechen, der so aufrichtig ist, nicht sagen zu können, was ihn damals veranlaßt hatte, wegzuhören, der aber versteht, daß es Befremden erregen kann. So leben wir alle Tage.

Einer von denen, die es in Österreich noch gibt

Eine um ihre Liebe betrogene, von einem monarchistischen Ritter ausgeraubte Frau ist Zeugin. Ihr Geschlecht, ihr Schicksal, die Nötigung vor Gericht zu stehen, alles heischt Rücksicht, Schonung, Takt, Diskretion, kurz alles was sich auf der Straße einer Negerstadt von selbst verstünde. Der Richter — er heißt Schachner und ich habe von seiner Erleuchtung in § 19-Sachen noch einen Schein bewahrt, der in zwanzig Jahren nicht erloschen ist — macht Bemerkungen wie diese:

»Sie haben aber gewußt, daß ihr Mann kein Vermögen und keine Beschäftigung hat?«

Die Zeugin wiederholt, daß sie ihren Mann nicht gefragt und ihm vertraut habe, weil sie ihn liebte. Vorsitzender Dr. Schachner: Liebe dauert ewig, hier sagen Sie aber gegen ihn aus.

Die Zeugin berichtet dann weiter, daß ihr Mann für seinen Bruder 150 Millionen verausgabt habe. Sie sei nicht in der Lage gewesen, dagegen Einspruch zu erheben, und habe den Bruder ihres Mannes bei sich dulden müssen. — Vorsitzender Dr. Schachner (gleichgültig): Na, wenn ein Bruder den andern unterstützt, ist das nicht so furchtbar. — Vertreter der Privatbeteiligten: Aber nicht mit dem Geld der Frau!

Sie erzählte, daß ihr Mann einmal gedroht habe, »er könne jemand mit dem Staub eines zerriebenen Rohrstockes vergiften, und man werde bei der Obduktion gar nichts bemerken«.

Vorsitzender Dr. Schachner (ironisch): Also, Sie haben sich vor dem Rohrstaberl gefürchtet!

Wenn man jahraus jahrein immer wieder die Schwerverbrechen dieser Justiz an Angeklagten — deren Gipfel wohl die barbarische Bestrafung der Frau Kadletz durch den Herrn Habietinek ist, der jetzt als Advokat die Geschäfte des Herrn Direktors Robert vertritt —, wenn man insbesondere diese durch keinen moralischen Protest abzustellenden Roheitsdelikte gegen wehrlose Zeugen und Zeuginnen miterlebt, diesen trivialen Hohn einer geistigen Dürftigkeit, die sich nun völlig gehen läßt, ohne sie im Namen der Republik ihr sogenanntes Urteil in den Kaiserbart brummt — dann fragt man sich, was eine Zeitgenossenschaft wert ist, die ihre tiefe Respektlosigkeit vor den geistigen Gütern mit der unabänderlichen Hochachtung vor der allerfragwürdigsten aller Autoritäten verbindet, und was ein politischer Umsturz taugt, der dem gröbsten Unfug der alten Staatsmacht kein Ende gemacht und dem Kaiserbart dieser Justiz kein Haar gekrümmt hat. Dazu mußten Millionen sterben, daß die Herrschaften wie eh und je das Theater aus dem Gerichtssaal machen, das er, wenn das Auditorium zu lachen anfängt, auf einen Wink mit dem Rohrstaberl nicht mehr sein darf und daß er ja in der Tat nicht ist, weil selbst das Theater im Wandel der Zeiten nicht so herunterkam. Verändert hat sich da nichts, verschlechtert alles. Und die Hoffnung, daß die Justitia, wenn mundus schon pereat, aus ihrer Binde Charpie zupfen wird, ist schmählich getäuscht worden.

Zauber selbst die berühmten Forscher betört, sind diese noch nicht vorgedrungen. Und haben als Germanisten die Unbefangenheit, mit Goethes unirdischesten Worten ein Tagwerk zu verklären, von dem er geschrieben hat:

»Sag mir, warum dich keine Zeitung freut?«
»Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.«

Und:

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Und:

O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt, laßt uns alles drucken
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Und:

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung.

*

Inzwischen hat aber dieser Burdach seine Betrachtung in der Neuen Freien Presse vollständig veröffentlichen lassen und nun kann man auch den Umfang seiner Geistigkeit überblicken und sehen, wie recht er hat. Denn Bahr erscheint ihm »als ein seltener Repräsentant jener idealen Verbrüderung von Journalismus, Kunst und Wissenschaft«.

Er ist im schönsten Sinne des Worts ein »Stiegelhupfer«. Und er wird als Oberösterreicher dieses scherzhafte Wort seiner Heimat in meinem ostpreußischen Munde so verstehen, wie ich es meine

(also nicht als eine Anspielung auf das Kirchenstiegelhupfen, sondern)

der Görlitzer Zuchthäusler las, bedauerte er, daß er bei Durchsicht des Kürschner ausgerechnet auf Herrn Glücksmann verfallen war, gegen dessen Identität sich zu verwahren ihm nun am Herzen lag, und wenn schon, nicht lieber den Namen Großmanns usurpiert hatte, von dem jener schlicht auszusagen weiß, daß er die »Volksbühne« ins Leben rief und würdig leitete. Außer das.

* * *

Der Gratulant

Von dem nun aus dem Legendarischen ins Amerikanische wachsenden Humbug, dessen Aura die Gestalt des Herrn Max Reinhardt umgibt, erhält man eine greifbare Vorstellung, wenn man der Verlogenheit, die ihn zum fünfzigsten Geburtstag beglückwünscht, nähertritt. Da schiebt sich zunächst die sympathische Erscheinung des Felix Holländer vor, des Mannes, den jener Reinhardt mit untrüglichem Kennerblick ausersehen hatte, in der Epoche, da er selbst sich zu höheren Konjunkturen aufschwang, seine Berliner Tradition fortzusetzen und das Große Schauspielhaus der größeren Pleite zuzuführen. Herr Holländer ist ein kleiner Literat, der nach Instinkt und Format etwa die Beziehung einer Fledermaus zum Rampenlicht hat, stellt annähernd den Gipfel dessen vor, was im deutschen Kunstleben möglich ist, und wird in der Theatergeschichte als die Quelle von Anekdoten fortleben, die in unerschöpflicher Fülle der Vorstellung einer mit zwei linken Füßen begabten Thalia abzugewinnen waren. Mit einem Feiertagspathos, das sowohl eines andern Jubilars wie eines besseren Gratulanten würdig wäre, führt dieser überall und nirgendwo vorhandene Holländer seine Aufgabe durch, die im Wesentlichen darin besteht, vor dem Publikum eine Szene gerührter und neidloser Bewunderung aufzuführen, der das Kennerohr unschwer die Magen- und Gallenbeschwerden der theatralischen Wirklichkeit und den in Wahrheit gefühlten »Hals- und Beinbruch« entnehmen kann. Aber der Festtag ist doch auch die Gelegenheit, zu zeigen, daß man schon am Ausgangspunkt der Karriere gestanden ist, ja geradezu unmittelbaren Anteil an ihm hat.

Einer von denen, die es in Österreich noch gibt

Es geschieht immer in den Tagen, wo die Justiz ihren Schwächezustand nicht verbergen kann, daß sie dort, wo man es nicht verlangt hat, zu ~~funo~~fieren beginnt. Der strategische Rückzug von Herrn Castiglioni wird durch Vorstöße gegen Frauen, die der nächsten Generation das Verhungern ersparen wollten, durch Umzingelung von Zimmervermieterinnen und durch Attaken gegen Zeuginnen wettgemacht, und wenn der große Räuber fünfzehn Milliaden geboten hat, damit man ihn nicht lebendig liefert, so können wir sicher sein, in der Gerichtssaalrubrik, die eine so beträchtliche Lücke aufweist, von einem armen Schelm zu lesen, der im Taglohn arbeitet und elf lebendige Kinder hat, der darum einen Laib Brot nicht nehmen oder dessen Frau ein zwölftes nicht abtreiben durfte. Und was an Scherzhaftigkeit gegen Personen, die das Unglück hatten, Parteien zu werden, ~~produziert~~ wird, das geht in einer Epoche, in der die Justiz alle Ursache hätte, nicht nur die Augen mit einer Binde sondern das Haupt mit einem Sack zu verhüllen, schon ins Aschgraue. Eine um ihre Liebe betrogene, von einem monarchistischen Ritter ausgeraubte Frau ist Zeugin. Ihr Geschlecht, ihr Schicksal, die Nötigung vor Gericht zu stehen, alles heischt Rücksicht, Schonung, Erbarmen, Takt, Diskretion, kurz alles was sich auf der Straße einer Negerstadt von selbst verstünde. Der Richter — er heißt Schachner und ich habe von seiner Erleuchtung in § 19-Sachen noch einen Schein bewahrt, der in zwanzig Jahren nicht erloschen ist — macht Bemerkungen wie diese:

»Sie haben aber gewußt, daß ihr Mann kein Vermögen und keine Beschäftigung hat?«

Die Zeugin wiederholt, daß sie ihren Mann nicht gefragt und ihm vertraut habe, weil sie ihn liebte. Vorsitzender Dr. Schachner: Liebe dauert ewig, hier sagen Sie aber gegen ihn aus.

— — Die Zeugin berichtet dann weiter, daß ihr Mann für seinen Bruder 150 Millionen verausgabt habe. Sie sei nicht in der Lage gewesen, dagegen Einspruch zu erheben, und habe den Bruder ihres Mannes bei sich dulden müssen. — Vorsitzender Dr. Schachner (gleichgültig): Na, wenn ein Bruder den andern unterstützt, ist das nicht so furchtbar. — Vertreter der Privatbeteiligten: Aber nicht mit dem Geld der Frau!

Todesurteil und Prügelstrafe

Keine Geschworenenbank hat noch bisher ihr Todesurteil in einer Beratung von zehn Minuten »erledigt«. Was den zwölf Männern aus dem Volk ihr Gewissen verleidete, diesen siebzehn Herren von hohen akademischen Graden haben keine zarten Bedenken dagegen gehabt. Aber was sage ich »Beratung«? Die Frühstückspause hat ihnen genügt! Seht ihr sie, Mitmenschen, behaglich das belegte Brot kauend, im Konferenzzimmer umhergehen, während über Leben oder Nichtleben des »Schwarz Thomas, Schüler der Oktava« entschieden wurde?

Müßte man nicht, wenn man diese Artikel der Skandaille liest, wirklich glauben, daß die Professoren ein »Todesurteil« über den armen Gymnasiasten, der den Scherz auf die Tafel geschrieben hatte, gefällt haben? Was immer man gegen sie einwenden mag, und mögen sie alle zusammen nicht so viel wert sein, wie das Leben eines Knaben, dessen krankhaftes Minus doch nun einmal der Widerspruch bleibt zwischen der demonstrierten Geringschätzung des Schulmilieus und der tragischen Überschätzung ihrer Folgen — ~~verfolgt~~ ist selbst der ärgste Lebensbedrücker unter ihnen als dieser greuliche Libertin, der der Autoritätssohn der Schultafel in der Zeitung fortsetzt. Ganz ebenso schlimm aber der andere Typus, der des alten Geistreichtums, welcher der Schultyrannei Mut gegen die Jugend machen möchte und sich mit der Humorigkeit, die schon auf hundert Meter als die des Julian Sternberg riechbar wird, in einem Nachruf unter dem Titel »Der Lustigmacher« (so nannte der Direktor den Knaben) zu dieser Impertinenz versteigt:

Man müßte doch annehmen, daß die Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, dem Lustigmacher anders beizukommen als dadurch, daß man ihn zum bürgerlichen Gymnasiastentod verurteilte, worauf er ein weiteres Todesurteil über sich aussprach. Wenn der beleidigte Lehrer die Inschrift auf der Schultafel: »Die Professoren können Alles . . .« ganz anders gedeutet hätte, nämlich dahin, daß die Professoren unter Umständen einem dummen Jungen auch Eine hinter die Ohren versetzen können, dann würden heute nicht verzweifelte Eltern in tränenlosem Schmerz auf einen frischen Grabhügel starren. Was müßte man erst alles mit einem liberalen Schreiber machen können, der ein System befürwortet, das in den Schulzeiten der finstersten Monarchie nicht möglich gewesen wäre, um einen toten Knaben zu schmähen, der doch jedenfalls mehr Talent und mehr Ehrgefühl bewiesen hat als die ganze Redaktion der Neuen Freien Presse. Der arme Gynasiast hat sich zu seiner Tat und aus der Strafe eine unverhältnismäßige Konsequenz gezogen. Herr Sternberg (Bürgerlicher), der seinerzeit — für Breslau — mir ohne Nennung meines Namens aber mit unverkennbarer Beziehung die Titulatur eines »Lümpchens« gegeben hatte, leugnete, ehe er verurteilt wurde, und blieb der Lustigmacher der journalistischen Klasse, mit dessen Ödigkeit es keine Konkurrenz aufnehmen konnte. Aber daß auf einer Schultafel, zu was immer für Unfug sie Gelegenheit bieten möge, mehr Grütze sichtbar wird, als in einer Schmöcknotiz, brauchte nicht erst bewiesen zu werden. Welche ausgewachsene Dummheit, zu vermuten, daß der Oktavaner, von dem das Blatt im unmittelbaren Anschluß an die Schäbigkeit berichtet, daß er den Selbstmord verübt habe würde er sich durch den Antrag des Professorenkollegiums auf Ausschluß von der Anstalt in seinem Ehrgefühl tief gekränkt fühlen

die Prügelstrafe überlebt hätte? Nein, sie im Gynasium einzuführen, wäre unpädagogisch; die jungen Leute sind noch nicht reif. Erst wenn sie ins Leben hinaus und in die Redaktion eintreten, da ist sie am Platz!

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Mit den Negern kann man machen, was man will

Aus einer Zuschrift:

In einem Gespräch mit einem jungen Mann, der seit einiger Zeit im kaufmännischen Beruf tätig ist und demnächst nach Westafrika gehen wird, um dort zu arbeiten, stellte ich die Frage, aus welchem Grunde er die dortigen Lebensbedingungen für besser halte als die hiesigen; ich bekam die folgende Antwort: »Hier ist man der Übervorteilung durch andere sehr ausgesetzt, aber wenn mir dort in Afrika etwas nicht recht ist, dann hau' ich dem betreffenden Neger eine Watschen herunter oder knall ihn nieder; keine Katz schert sich dann um ihn; mit den Negern kann man dort machen, was man will. Wissen Sie übrigens, die bekommen zwei Zigaretten Taglohn und müssen schinden von der Früh bis auf d' Nacht.«

Die Worte aus ihrem Aufsatz »Der Neger«, angefangen von »Geh hörst'rr schau drr den schwoazen Murl an!« bis »Tepeta!« »Stinkata!« haben mir, seit ich sie kenne, die Art der Wiener, alles was ihnen fremd ist, aber nur einzig und allein aus dem Grund, weil er ihnen fremd ist, auf diese Weise zu beurteilen, am trefflichsten charakterisiert; auch hier ist schon die Grausamkeit, daß man einem Schwarzen alles antun kann, enthalten; weil er als Schwarzer geboren wurde, hat er alle Konsequenzen zu tragen, auch die, von jedem Wiener Pülcher mißhandelt zu werden. Ob so bald jemand, der nicht in Wien bodenständig ist, gefunden werden könnte, der eine ähnliche Bemerkung, die derartige Roheit verrät, machen würde, ist füglich zu bezweifeln.

Bestimmt ist, wiewohl ja die Schwarzen sittlich turmhoch über ihren weißen Peinigern jeder Landsmannschaft stehen, derlei nur in der Gegend möglich, die von Gott ein Patent auf Gemütlichkeit bekommen hat. Aber er hat es, weiß Gott, doch schlecht eingerichtet, wenn man sich vorstellen soll, daß in Westafrika sich ~~heute~~ noch ein nichtsahnender Neger der Sonne freut, der zu Weihnachten schon erschlagen sein wird, weil er etwas getan hat, was dem feschen Wögerer Pepi, dem soeben die Freunderln auf dem Bahnhofe Abschied zuwinken, nicht recht ist.

Mit den Negern kann man machen, was man will

Aus einer Zuschrift:

In einem Gespräch mit einem jungen Mann, der seit einiger Zeit im kaufmännischen Beruf tätig ist und demnächst nach Westafrika gehen wird, um dort zu arbeiten, stellte ich die Frage, aus welchem Grunde er die dortigen Lebensbedingungen für besser halte als die hiesigen; ich bekam die folgende Antwort: »Hier ist man der Übervorteilung durch andere sehr ausgesetzt, aber wenn mir dort in Afrika etwas nicht recht ist, dann hau' ich dem betreffenden Neger eine Watschen herunter oder knall ihn nieder; keine Katz schert sich dann um ihn; mit den Negern kann man dort machen, was man will. Wissen Sie übrigens, die bekommen zwei Zigaretten Taglohn und müssen schinden von der Früh bis auf d' Nacht.«

Die Worte aus ihrem Aufsatz »Der Neger«, angefangen von »Geh hörst'rr schau drr den schwoazen Murl an!« bis »Tepeta!« »Stinkata!« haben mir, seit ich sie kenne, die Art der Wiener, alles was ihnen fremd ist, aber nur einzig und allein aus dem Grund, weil er ihnen fremd ist, auf diese Weise zu beurteilen, am trefflichsten charakterisiert; auch hier ist schon die Grausamkeit, daß man den Schwarzen alles antun kann, enthalten; weil er als Schwarzer geboren wurde, hat er alle Konsequenzen zu tragen, auch die, von jedem Wiener Pülcher mißhandelt zu werden. Ob so bald jemand, der nicht in Wien bodenständig ist, gefunden werden könnte, der eine ähnliche Bemerkung, die derartige Roheit verrät, machen würde, ist füglich zu bezweifeln.

Gewiß ist, wiewohl die Neger sittlich turmhoch über ihren weißen Peinigern jeder Landsmannschaft stehen, derlei nur in der Gegend möglich, die von Gott ein Patent auf Gemütlichkeit bekommen hat. Aber er hat es, weiß Gott, doch schlecht eingerichtet, wenn man sich vorstellen soll, daß in Westafrika sich heute noch ein nichtsahnender Neger der Sonne freut, der zu Weihnachten schon erschlagen sein wird, weil er etwas getan hat, was dem feschen Wögerer Pepi, dem soeben die Freunderln auf dem Bahnhofe Abschied zuwinken, nicht recht ist.

Ein ganz Großer

— — Ergreifend ist diese fast ärmliche Ruhestätte, die dennoch, mehr als jeder Prunk es vermöchte, verrät, daß hier ein ganz Großer ruht. — —

In Sperrdruck. Also wohl Kant?

Wenn er heute in seiner Größe noch nicht erfaßt wird, so ist es, weil er, wie in der Regel alle ganz Großen, seiner Zeit vorauseilte und von seiner Mitwelt nicht verstanden wurde. Die Welt aber wird und muß sich zu ihm bekennen oder wir eilen dem Untergang zu. — —

Kirkegaard?

Das Grab — — ruft in mir die Worte der göttlichen Verheißung in Erinnerung, die uns die Gewähr für den Fortbestand der katholischen Kirche bis an das Ende der Zeiten gibt: »Du bist der Fels! Und die Pforten der Hölle werden dich nicht überwältigen!« Auch hier ein Fels, der sich vom Antichrist nicht überwältigen ließ — —

Bruckner? Nein, Kaiser Karl, über dessen Grab ein Weiland in der Reichspost noch das Folgende auszusagen weiß:

Wie er im Leben war, so auch sein Grab; bescheiden, anspruchslos, gleichgültig gegenüber der Kritik der Mitwelt, keine Rücksicht nehmend auf vorübergehenden Erfolg und Vorteil für sich und seine Familie, und doch unbeugsam und stark in allem, was er als seine Pflicht erkannt hatte, hierin zielbewußt, trotz aller Einflüsterungen und Anfeindungen.

Alle diese Eigenschaften mag man vielleicht ~~an dem~~ Grab ~~erkennen.~~ Aber daß der lebende Kaiser Karl unbeugsam und zielbewußt war, soll ~~gerade~~ nicht der Eindruck gewesen sein, der sich einem, der mit ihm zu tun hatte, aufgedrängt hat.

Ein Stimmungskünstler

Die meisten Depeschen Franz Josephs an die Kaiserin Elisabeth, die jetzt eine glückliche Hand ans Tageslicht gebracht hat, beschränken sich auf sachliche Anfragen und gehaltvolle Feststellungen wie etwa;

. . . Wie geht es Dir und was hörest Du von ~~der~~ Valerie? . . . Wie geht es Euch? . . . Wann kommt Ihr nach Schönbrunn? . . . Es geht uns allen gut und ich umarme Dich herzlichst . . . Schönes, sehr warmes Wetter . . . Wetter besser, aber kalt und noch regnerisch . . .

Da kann man denn der Neuen Freien Presse den starken Eindruck nachfühlen, den sie in dem folgenden Ausnahmsfall empfunden hat:

Sehr stimmungsvoll ist die Depesche an seine in Miramar weilende Gattin:

Glücklich in Landskron eingetroffen bei herrlichem Wetter, sind meine Gedanken bei Dir und begleiten Dich auf der blauen See. Fj.

Die größte Geisteserscheinung Wiens

Die Myopie der Welt, den Schöpfer des »Schlagobers« ins Gesicht — in dieses! — für ein Genie zu halten, mag auf ihrem Schein bestehen. Auch mögen sie in dem Glauben selig werden, daß sich im Kampfe der Wiener Musikbureaukratie gegen die Aktiengesellschaft und in der Überwältigung des Großunternehmers durch die Mittelmäßigkeit das typische Künstlerschicksal vollziehe. Ein gnädiger Gott hat mir das lebendige Interesse für die Sphäre, in der diese Dinge spielen, vorenthalten. Doch fehlt es mir leider nicht an der Intuition, die ohne fachmännischen Rückhalt die Nullifizierung der aufgemachten Nichtpersönlichkeit auf jedem Gebiete durchzuführen vermag, weil es ja doch genügt, eine gute Nase zu haben, wo andere nur ein schlechtes Auge und ein gutes Mundwerk haben. Und vor keiner künstlerischen Sphäre hat der naturberatene Nichtfachmann so recht wie jener, wo jeder Fachmann den andern für keinen hält, wo jeder jedem den Ton der Gurgel abschneidet; keine gibt es, die so von schmutziger Politik besessen wäre wie diese; keine, deren Kompetenzen so von der ausgesuchten Häßlichkeit und Gemeinheit vertreten sind wie die der Musik, imstande, einem die so verwaltete, so von Berechnung durchkreuzte Welt der Töne als solche problematisch zu machen und verfaßt. Item Sie mögen herumschmocken, daß wir — in der ewigen Perspektive: Beethoven für den Fremdenverkehr — ruiniert sind, weil wir Herrn Richard Strauß verlieren, der nur mehr als Schloßherr vom Belvedere das Gebiet des von ihm blamierten Bundes betreten wird. Was sich aber der Herr Dr. Max Graf an einer Nänie leistet, geht denn doch ins Aschgraue. Er schließt seinen Leitartikel

Daß durch solches Handeln das Recht eines einzigen, unersetzlichen Künstlers, des größten lebenden Musikers, der größten Geisteserscheinung Wiens, der eine Ausnahmsnatur ist und als solche genommen werden mußte, verletzt wurde, vervollständigt die Tragödie. Es gibt keinen Menschen in Wien, der in dem Augenblick, wo Richard Strauß zum Rücktritt von der Operndirektion genötigt wurde, in der er sechs Jahre ein großes Licht war, nicht fühlen würde, daß die geistige Welt Wiens ärmer geworden, daß weniger Aufschwung und Begeisterung hier ist und daß die Verbindung mit dem großen Geistesleben der Welt gelockert wurde.

Doch, lieber Graf, einen gibt es. Und zwar einen, der ohne den Vorwurf des Größenwahns fürchten zu müssen, der Meinung ist, daß sich in seiner Glosse über »Schlagobers« eine größere Geisteserscheinung Wiens ausspricht als in »Schlagobers«, von seinen Theaterwerken nicht zu reden, wenngleich er von diesen bisher nicht so viel Tantiemen gewonnen und auf sie zugunsten anderer verzichtet hat. Einen, der nun einmal Natur und Kunst mit ganz anderen Augen sieht als seine Zeitgenossen, die größte Geisteserscheinung Wiens als den Busenfreund der zweitgrößten, nämlich Karpaths, agnosziert, über die Geschichte von Prinzessin Praliné und Don Zuckero nun einmal nicht hinwegkommt und wenn er erst den Inhalt von »Herr und Frau Robert Storch« erzählen wollte, indem er etwa das Feuilleton des sympathischen Decsey vorlese, ohne ein Wort hinzuzutun — die Balken biegen, wenn er am Schluß nichts dazu sagte als: Das letzte Werk eines einzigen, unersetzlichen Künstlers, der größten Geisteserscheinung Wiens.

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Bei dieser Gelegenheit außerordentlich lohnend

Das Berliner Tageblatt, 17. Oktober 1924, bringt unter den »Antworten« seines Reiseblattes das Folgende:

Kl. fuh!

Belgien — Holland. Zum Besuch des Grabes Ihres gefallenen Sohnes ist eine besondere Einreiseerlaubnis nach Belgien nicht erforderlich, ebensowenig nach Holland. Sowohl der Besuch einiger belgischer Städte, u. a. Brügge, Brüssel, Antwerpen, sowie einer Anzahl niederländischer Orte mit ihren interssanten Sehenswürdigkeiten, wäre bei dieser Gelegenheit außerordentlich lohnend. Wir nennen z. B. — — (mit einer Dampferfahrt auf den Seen, oder nach Noordwijk) — — Schiffahrt von Amsterdam über die Zuidersee nach Kampen, oder — — Segelfahrt auf den Friesländischen Seen — — eventuell mehrtätigige Dampferfahrten auf den zeeländischen Flüssen — — Zu empfehlen sind z. B. auch Segelfahrten auf den Wassern Zeenlands, von Vlissingen oder Middeburg aus, z. B. — — oder mit dem Motorboot von Rotterdam nach — — Spezielle Auskunft erhält man — —

Ein solches Volk kann nicht untergehn

Lebenskamerad durch gründliches Sichkennenlernen gesucht. Vater und einziger Bruder als akt. Offiziere durch den Krieg verloren; 27 J. alt, Armeeschwester gewesen, jetzt kaufm. Beamtin und Führerin einer nationalen Jugendbewegung im altbesetzten Gebiet. Da einziges Kind, vollst. Häuslichkeit vorhanden. Interessiert und lebensfroh. — Suchende möchte durch ein glückliches, echt deutsches Familienleben zum Wiedererstehen eines geeinten, geachteten Vaterlandes beitragen. Verlangt wird Frontgeist. Mitteilung. u. Al. 1245 a. d. Fridericus, Berlin S. 42.

Ein berühmter Dichter

Von elf Chinesen und ihrer aufgefressenen Braut erzählt Hans Heinz Ewers in der Wiener Sonn- und Montags-Zeitung, der es gelungen ist, den berühmten Dichter als ständigen Mitarbeiter zu gewinnen.

~~Aechtung des~~ Angriffskrieges

Die wichtigste Frage, die dieser Tagung des Völkerbundes ihre große Bedeutung gibt, ist die Frage der Abrüstung und der gegenseitigen Sicherungen. — — Die wesentlichsten Punkte dieses Paktes sind in folgenden zwei Kapiteln niedergelegt:

Kapitel 1: Aechtung des Angriffskrieges.

Artikel 1. Die Vertragsstaaten erklären feierlich den Angriffskrieg für ein Verbrechen gegen das Völkerrecht. Jeder einzelne Vertragsstaat gelobt, sich dieses Verbrechens nicht schuldig zu machen.

Artikel 2. Der Staat, der dennoch anders als zur Verteidigung Krieg führt, begeht das im Arikel 1 bezeichnete Verbrechen.

Sie werden alle nur Verteidigungskriege führen. Wie im Jahre 1914.

Deutschland über alles

Freiherr Botho v. Zizewitz und Gattin zeigen die Geburt eines strammen Jungen an. Am Gedenktage des siegreichen Vormarsches in Frankreich.

Ein schwarz - rot - goldenes Mädel ist in bester Verfassung am Verfassungstage angekommen. Reg.-Baum. W. Samson u. Frau.

Der Harfenspieler

der Sonn- und Montagszeitung:

— — Heute stellt sich heraus, wer die leichtfertigen Käufer waren, welche zu allen noch so unrentablen Kursen die Pakete mit dem Gelde der Einleger für das »nostro« oder für wenig fundierte Konti kauften. O ja, es war sehr leicht bei steigenden Kursen zu »placieren«, wenn kleine Bankfirmen, nur, um ihre Tüchtigkeit zu zeigen, ganze Emissionen fix übernahmen und gleichzeitig von der emittierenden Bank so überreichlich mit Taggeldern versorgt wurden. Wenn je, so gehört hieher das alte Wort:

»Ihr laßt den Armen schuldig werden — dann überlaßt ihr ihn der Pein.«

~~Das ist~~ kein Druckfehler, ~~sondern~~ gehört unbedingt dazu.

Bilder

Die Prägerin des »Neanderthalers« hat auch den sinnreichen Vorschlag gemacht, daß die Gerechtigkeit, die die großen Diebe laufen läßt, wenigstens zulassen sollte, daß man ihnen, die ja sogar zurückkehren können, ohne daß ihnen ein Haar gekrümmt wird, »die Tiepolos um die Pappen haut«. Denn es ist doch kein Börseneinbrecher ohne einen Tiepolo, den er zumeist hereingeschmuggelt hat, über der eisernen Kassa zu denken. Aber die neue Publizistik überläßt ihnen auch die Bilder des alten Sprachreichtums und meint, einem von ihnen könne höchstens der Vorwurf gemacht werden,

daß er sich der Gruppe gegenüber, die ihn in den Sattel hob, schwach gezeigt habe.

Sich das vorzustellen! Doch beim Wechselreiten ist der Sattel unentbehrlich.

Die Pest

und zwar die ganz schwere Form, die Budapest, die jetzt über Wien hereingebrochen ist und täglich zu Mittag sich durch die Wiener Straßen verbreitet, hat uns auch einen neuen Sprachreichtum beschert. Dieser lebt sich in der Libertinage der gelockerten grammatikalischen Fesseln aus und in einem Parvenutum der Sprache aus, dem nicht nur jedes deutsche Wort ein Fremdwort ist, sondern das auch mit Fremdwort so umspringt, als ob es deutsche Worte wären.

Für Camillo Castiglioni gibt es heute nur eines: Zurückzukehren, den Anwürfen die Stirne zu bieten und seinen gefährdeten Unternehmungen persönlichen Rückhalt zu leisten. Nichts wäre für ihn verhängnisvoller, als eine dauernde D e s s e r t i o n von seinem eigenen Werk. So naheliegend in der Sphäre der heroischen Börsenberichterstattung die Annahme wäre, daß es sich um eine Dissertation über sein nationalökonomisches Werk handelt, auf Grund deren der bekannte Volkswirtschaftler das Ehrendoktorat der Wiener Universität erwerben könnte, so ist doch nur eine gewöhnliche Desertion gemeint, die aber auch besser und der neuen Schieberpathetik gemäßer als Fahnenflucht bezeichnet worden wäre.

Was er ererbt von seinem Vater hat

und erwirbt, um es zu schätzen, jeden Früh und speziell im Abendblatt, wo er nur mehr spielt und tändelt, das prägt sich am charakteristischesten in einem Satz wie diesem aus, mit welchem er den Zeppelin-Flug bechowetig und den Daumen an die Feder haltend, begleitet. Vom Krieg sprechend, der die Kulturerrungenschaften — was ihm damals einen Hauptspaß gemacht hat — »ins Schreckliche und Gräßliche verzerrte«, sagt er:

Ein Wunder ist es wahrlich, daß die Hoffnung erhalten blieb und daß der Mut nicht gebeugt wurde, trotz entsetzlicher Verluste und schwerer Stöße gegen das Vertrauen.

Das Charakteristische ist die beziehungslose Anwendung von Worte, die Seelisches bezeichnen. Wessen Hoffnung? Welche? Wessen Mut? Wozu? Und vor allem: Wessen Vertrauen? Worauf? Denn dieses ist in seiner Absolutheit absolut schwachsinnig! »Das Vertrauen« hat durch die Gaunerei der Nordisch-österreichischen Bank Stöße erlitten, von der er Geld genommen hat, aber es ist schlechthin paranoid, zu sagen, daß durch den Weltmord »das Vertrauen« erschüttert wurde. (Wenn er das liest, wird »die Wut« groß sein, das kann man ohne jede Beziehung sagen.) Alle diese Seelenworte werden aber zusammengefaßt in dem »Gemüt«.

Der Zeppelin geht hinüber nach Amerika, um friedlich zu erobern, um neue Freundschaft zu beginnen und alte zerrissene Bande des Gemütes zu erneuern.

Ja, am Gemüt erkennt man ihn. Es ist das kostbarste Erbstück. Ganz besonders aber an der Fähigkeit, mit einer Konstatierung zu schließen, die mit dem Vorhergehenden bloß durch ein »Wie kommt das zu dem?« verbunden ist. Salto mortale über den Hirnriß.

Aber gewiß ist: die Wasserscheide der Völkerentfremdung ist überschritten. Das Morgenrot steht am Himmel.

Wenn eine Wasserscheide überschritten wird, so bleibt sie doch vorhanden, denn gegen die Geographie ist nicht aufzukommen. Und was hat die Wasserscheide mit einem Morgenrot zu schaffen, das sein Lebtag noch nicht am Himmel »gestanden« ist. Hier sitzt die Krankheit. (Vererbung.) Aber Hunderttausende lesen es und sagen: Gott wie gesund!

Was er ererbt von seinem Vater hat

und erwirbt, um es zu besitzen, jeden Früh und speziell im Abendblatt, wo er nur mehr spielt und tändelt, das prägt sich am charakteristischesten in einem Satz wie diesem aus, mit welchem er den Zeppelin-Flug, bechowetig und den Daumen an die Feder haltend, begleitet. Vom Krieg sprechend, der die Kulturerrungenschaften — was ihm damals einen Hauptspaß gemacht hat — »ins Schreckliche und Gräßliche verzerrte«, sagt er:

Ein Wunder ist es wahrlich, daß die Hoffnung erhalten blieb und daß der Mut nicht gebeugt wurde, trotz entsetzlicher Verluste und schwerer Stöße gegen das Vertrauen.

Das Charakteristische ist die beziehungslose Anwendung von Worten, die Seelisches bezeichnen. Wessen Hoffnung? Welche? Wessen Mut? Wozu? Und vor allem: Wessen Vertrauen? Worauf? Denn dieses ist in seiner Absolutheit absolut schwachsinnig. »Das Vertrauen« hat durch die Gaunerei der Nordisch-österreichischen Bank Stöße erlitten, von der er Geld genommen hat, aber es ist schlechthin paranoid, zu sagen, daß durch den Weltmord »das Vertrauen« erschüttert wurde. (Wenn er das liest, wird »die Wut« groß sein, das kann man ohne jede Beziehung sagen.) Alle diese Seelenworte werden aber zusammengefaßt in dem »Gemüt«. Der Zeppelin

geht hinüber nach Amerika, um friedlich zu erobern, um neue Freundschaft zu beginnen und alte zerrissene Bande des Gemütes zu erneuern.

Ja, am Gemüt erkennt man ihn. Es ist das kostbarste Erbstück. Ganz besonders aber an der Fähigkeit, mit einer Konstatierung zu schließen, die mit dem Vorhergehenden eben noch durch ein »Wie kommt das zu dem?« verbunden ist. Salto mortale über den Hirnriß.

Aber gewiß ist: die Wasserscheide der Völkerentfremdung ist überschritten. Das Morgenrot steht am Himmel.

Wenn eine Wasserscheide überschritten ist, so bleibt sie doch vorhanden, denn gegen die Geographie ist mit Gewure nicht aufzukommen. Und was hat die Wasserscheide mit einem Morgenrot zu schaffen, das sein Lebtag noch nicht am Himmel »gestanden« ist. Hier sitzt die Krankheit. (Vererbung.) Aber Hunderttausende lesen es und sagen: Gott wie gesund!

Jackie

(Großmann ist mir lieber) hat nach dem Papst und der Akropolis auch Herrn Dr. Hainisch gesehen, er hat nun alles kennen gelernt, was ein heranwachsender Mensch braucht, wenn er ins Leben hinaustreten soll, er hat, um in der Entwicklung nicht zurückzubleiben, sogar einen Empfang der Wiener Presse abgehalten, und so mag man denn begierig sein, wie es ihm weiter ergehen wird. Vielleicht wird es ihm dereinst fehlen, daß er, als er nach den Tagen der Wiener Begeisterung, die so plötzlich abbrach, weil er es mit den Dimensionen des Zeppelin nicht aufnehmen konnte — daß er, als er damals nach Berlin kam, Ebert nicht zu Gesicht bekommen hat. Wie dem immer sei, die ganze Scheusäligkeit dieser Welt ließe sich wohl in nichts besser erkennen, als in der Kindesschändung, zu der sie sich nach dem Menschenmorden die Hände gereicht hat und ein Triumphzug der internationalen Schande bleibt diese Impresa der Kindlichkeit, an der den Weltwüstling nicht einmal die Assistenz der unternehmenden Eltern abstößt. Aber das perverse Grauen einer Zeit, in der die Säuglinge die Mütter ernähren müssen, wird erst vollständig im publizistischen Abbild des Gedränges um ein Wunder der Natur, das mehr noch als ihre Gnade ihre Grausamkeit bezeugt. Die Neue Freie Presse hat alle Stadien der Erwartung bis zur Erfüllung mitgemacht, und wie das so geht unter dem Zauber der Kindlichkeit, ward sie selbst zum Kinde.

Die Enttäuschung vom Sonntag, an dem viele Tausende den kleinen Künstler vergeblich erwartet hatten, schien zunächst noch nachzuwirken: Nach 7 Uhr war die Zahl der Wartenden vor dem Ostbahnhofe noch verhältnismäßig gering, und man sah der Ankunft des Budapester Abendschnellzuges mit einem gewissen Zweifel entgegen: »Wer weiß, ob Jackie heute kommt!«

Diese Worte sind von ihr natürlich nicht erlauscht worden, sondern sie bemüht sich, der Sprache des Zweifels eine Gestalt zu geben. Inzwischen ist das Gedränge beängstigend geworden, der Zug fährt in die Halle und die Neue Freie Fresse beobachtet nun:

Photographen suchen in diesem Durcheinander ihre Apparate vor Beschädigung zu bewahren, einem Herrn wird der Zwicker zerbrochen, eine Dame entdeckt, daß ihr Pelzboa plötzlich auf Nimmerwiedersehen verschwunden ist.

Wenn jemals, so ist die alte Wiener Einrichtung, daß bei einem Gedränge vor allem andern gestohlen wird, zu begrüßen. Wie dem Herrn die Beschädigung des Zwickers, so ist der Dame der Verlust der Boa zu gönnen. Die Sicherheit wird nur durch die Tagediebe gefährdet. Wenn zum Empfang eines Filmstars nur noch die Taschendiebe ausrückten, so würde dergleichen nicht mehr vorkommen. Dann könnten uns nur noch die Beobachtungen der Neuen Freien Presse gestohlen werden. Jackie,

der mit leisem Lächeln auf dem Trittbrett steht und sich in lässiger Anmut an die Griffstange schmiegt

schließt geblendet die Augen. Aber nicht vor dem Geistesblitzen des Vertreters der Neuen Freien Presse, sondern im Blitz des Magnesiumlichtes.

Jackies Vater, ein sympathischer junger Mann, hebt seinen kleinen Buben vom Trittbrett auf den Bahnsteig herüber, Jackies Mutter, eine hübsche Frau mit schwarzem Bubikopf, streicht ihrem Liebling zärtlich über die Wange.

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Sie hat auch allen Grund dazu. Wer so für seine jungen Eltern sorgt, hat Anspruch auf ihre Dankbarkeit.

Jetzt aber wird es gefährlich.

Nämlich in dem ~~lebensgefährlichen~~ Gedränge beginnt der Vertreter der Neuen Freien Presse ein Interview, da er offenbar der Meinung ist, daß man einem Kind mit dem Frage- und Antwortspiel Freude bereitet.

»Ist es wahr, Jackie, daß Du Dir an Marmelade den Magen verdorben hast?« fragt man ihn. »Aber nein«, erzählt er, »ich hätte sehr gern eine ganze Marmeladenflasche aufgegessen; aber ich bekomme ja nicht so viel Jam.«

~~Dafür~~ hat uns das Marmelade-Motiv den Magen umgedreht. Natürlich verzichtet der alte Schmock, der längst nicht mehr weiß, welchen Beruf er verfehlt hat, auch auf die Frage nicht, was Jackie werden wolle, dieser antwortet, das wolle er sich erst in ein paar Jahren überlegen, also so viel wie schmecks. Dann meldet ~~sich~~ in aller Seelenruhe, daß zahllose Kinder in Gefahr gerieten, in dem Gedränge niedergetreten und schwer verletzt zu werden«.

Ringsum an den Laternenkandelabern hängen ganze Traubenbüschel von Kindern.

Wäre eines vom Dach des Autos, in dem Jackie sitzt und auf das etliche Altersgenossen geklettert sind, heruntergefallen, es gäbe eine Beobachtung mehr, aber kein Minus an Empfangsfreude. Das Auto fährt ab. Man sieht noch, daß Jackies Gouvernante »bebrillt« ist. Sie fahren an der »rückwärtigen Front« des Hotels vor. Dies ist eine Umschreibung für den hintern Eingang, den sich der Interviewer vorbehält, wenn er ins Hotel kommt. Dort beobachtet er, daß sich Jackie »in den Apartements«, in die er seinen Einzug hält, »unglaublich rasch heimisch fühlt«. ~~Natürlich~~ hat er auch Zinnsoldaten vorgefunden. Während er mit Ihnen spielt, läßt er sich interviewen, das heißt, er beantwortet »zwischendurch schön artig alle Fragen. Diese Doppelbeschäftigung unterbricht er alle zwei, drei Minuten, um auf den Balkon zu gehen und die Ovationen der Menge entgegenzunehmen. Wie eben Kinder sind. Das geht so durch eine halbe Stunde: Ovation, Zinnsoldaten, Presse. ~~Immer~~ auf den Balkon — wieder zurück, ein Kinderspiel. Natürlich läßt sich die Frage aller Fragen, wiewohl schon auf dem Bahnhof abschlägig beantwortet, nicht mehr unterdrücken:

»Jetzt sag' mal, Jackie, ist das wahr, was die Leute erzählen, daß du in Athen einen halben Topf Marmelade genascht hast?« — »Oh, das ist ja gar nicht wahr! Aber das können Sie mir glauben, wenn ich so was gekriegt hätte, ich hätte es bestimmt aufgegessen!« Er ist wirklich sehr lustig, der kleine Spitzbub!

bemerkt die alte Kuh.

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Jackie

(Großmann ist mir lieber) hat nach dem Papst und der Akropolis auch Herrn Dr. Hainisch gesehen, er hat nun alles kennen gelernt, was ein heranwachsender Mensch braucht, wenn er ins Leben hinaustreten soll, er hat, um in der Entwicklung nicht zurückzubleiben, sogar einen Empfang der Wiener Presse abgehalten, und so mag man denn begierig sein, wie es ihm weiter ergehen wird. Vielleicht wird es ihm dereinst fehlen, daß er, als er nach den Tagen der Wiener Begeisterung, die so plötzlich abbrach, weil er es mit den Dimensionen des Zeppelin nicht aufnehmen konnte — daß er, als er damals nach Berlin kam, Ebert nicht zu Gesicht bekommen hat. Wie dem immer sei, die ganze Grauslichkeit dieser Welt ließe sich wohl in nichts besser erkennen, als in der pyramidalen Kindesschändung, zu der sie sich nach dem Menschenmorden die Hände gereicht hat, und ein Triumphzug der internationalen Schande bleibt diese Impresa der Kindlichkeit, an der den Weltwüstling nicht einmal die Assistenz der unternehmenden Eltern abstößt. Aber das perverse Grauen einer Zeit, in der die Säuglinge die Mütter ernähren müssen, wird erst vollständig im publizistischen Abbild des Gedränges um ein Wunder der Natur, das mehr noch als ihre Gnade ihre Grausamkeit bezeugt. Die Neue Freie Presse hat alle Stadien der Erwartung bis zur Erfüllung mitgemacht, und wie das so geht unter dem Zauber der Kindlichkeit, ward sie selbst zum Kinde.

Die Enttäuschung vom Sonntag, an dem viele Tausende den kleinen Künstler vergeblich erwartet hatten, schien zunächst noch nachzuwirken: Nach 7 Uhr war die Zahl der Wartenden vor dem Ostbahnhofe noch verhältnismäßig gering, und man sah der Ankunft des Budapester Abendschnellzuges mit einem gewissen Zweifel entgegen: »Wer weiß, ob Jackie heute kommt!«

Diese Worte sind von ihr natürlich nicht erlauscht worden, sondern sie bemüht sich, der Sprache des Zweifels eine Gestalt zu geben. Wie sagt man, wenn man nicht weiß, ob Jackie heute kommt? »Wer weiß, ob Jackie heute kommt!« Sehr gut. Inzwischen ist das Gedränge beängstigend geworden, der Zug fährt in die Halle und die Neue Freie Fresse beobachtet nun:

Photographen suchen in diesem Durcheinander ihre Apparate vor Beschädigung zu bewahren, einem Herrn wird der Zwicker zerbrochen, eine Dame entdeckt, daß ihre Pelzboa plötzlich auf Nimmerwiedersehen verschwunden ist.

Wenn jemals, so ist die alte Wiener Einrichtung, daß bei einem Gedränge vor allem andern gestohlen wird, zu begrüßen. Wie dem Herrn die Beschädigung des Zwickers — er tröstet sich wohl: »Besser is schon wie gar nix« —, so ist der Dame der Verlust der Boa zu gönnen. Die Sicherheit in Wien wird nur durch die Tagediebe gefährdet. Wenn zum Empfang eines Filmstars nur ~~noch~~ die Taschendiebe ausrückten, so würde dergleichen nicht mehr vorkommen. Dann könnten uns nur noch die Beobachtungen der Neuen Freien Presse gestohlen werden. Jackie,

der mit leisem Lächeln auf dem Trittbrett steht und sich in lässiger Anmut an die Griffstange schmiegt

schließt geblendet die Augen. Aber nicht vor dem ~~Geist~~ des Vertreters der Neuen Freien Presse, sondern nur vor dem ~~Blitz~~ ~~des~~ Magnesiumlichtes.

Jackies Vater, ein sympathischer junger Mann, hebt seinen kleinen Buben vom Trittbrett auf den Bahnsteig herüber, Jackies Mutter, eine hübsche Frau mit schwarzem Bubikopf, streicht ihrem Liebling zärtlich über die Wange.

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Sie hat auch allen Grund dazu. Wer so für seine jungen Eltern sorgt, hat Anspruch auf ihre Dankbarkeit.

Jetzt aber wird es gefährlich.

Nämlich in dem beängstigenden Gedränge beginnt der Vertreter der Neuen Freien Presse ein Interview, da er offenbar der Meinung ist, daß man einem Kind mit dem Frage- und Antwortspiel Freude bereitet.

»Ist es wahr, Jackie, daß Du dir an Marmelade den Magen verdorben hast?« fragt man ihn. »Aber nein«, erzählt er, »ich hätte sehr gern eine ganze Marmeladenflasche aufgegessen; aber ich bekomme ja nicht so viel Jam.«

Nur uns hat das Marmelade-Motiv den Magen umgedreht. Natürlich verzichtet der alte Schmock, der längst nicht mehr weiß, welchen Beruf er verfehlt hat, auch auf die Frage nicht, was Jackie werden wolle, dieser antwortet, das wolle er sich erst in ein paar Jahren überlegen, also so viel wie schmecks. Dann meldet jener in aller Seelenruhe, daß zahllose Kinder in Gefahr gerieten, in dem Gedränge, in das Jackie sich nicht einlassen will, »niedergetreten und schwer verletzt zu werden«.

Ringsum an den Laternenkandelabern hängen ganze Traubenbüschel von Kindern.

Und wäre eines vom Dach des Autos, in dem Jackie sitzt und auf das etliche Altersgenossen geklettert sind, heruntergefallen, es gübe eine Beobachtung mehr, aber kein Minus an Empfangsfreude. Das Auto fährt ab. Man sieht noch, daß Jackies Gouvernante »bebrillt« ist. Sie fahren an der »rückwärtigen Front« des Hotels vor. Dies ist eine eigenartige Umschreibung für den hintern Eingang, den sich der Interviewer vorbehält, wenn er ins Hotel kommt. Dort beobachtet er, daß sich Jackie »in den Apartements«, in die er »seinen Einzug« hält, »unglaublich rasch heimisch fühlt«. Selbstredend hat er auch Zinnsoldaten vorgefunden. Eine Verkleinerung jener Gestalten, die an der ungarischen Grenze, über die er nach Wien kam, seine Altersgenossen ~~zu Tode~~ trampeln. Während er mit Ihnen spielt, läßt er sich interviewen, das heißt, er beantwortet »zwischendurch schön artig« alle Fragen. Diese Doppelbeschäftigung unterbricht er alle zwei, drei Minuten, um auf den Balkon zu gehen und die Ovationen der Menge entgegenzunehmen. Wie eben Kinder sind. Das geht so durch eine halbe Stunde: Ovation, Zinnsoldaten, Presse. Auf den Balkon — wieder zurück, ein Kinderspiel. Natürlich läßt sich die Frage aller Fragen, wiewohl schon auf dem Bahnhof abschlägig beantwortet, nicht mehr unterdrücken:

»Jetzt sag' mal, Jackie, ist das wahr, was die Leute erzählen, daß du in Athen einen halben Topf Marmelade genascht hast?« — »Oh, das ist ja gar nicht wahr! Aber das können Sie mir glauben, wenn ich so was gekriegt hätte, ich hätte es bestimmt aufgegessen!« Er ist wirklich sehr lustig, der kleine Spitzbub!

bemerkt die alte Kuh.

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Jackie

(Großmann ist mir lieber) hat nach dem Papst und der Akropolis auch Herrn Dr. Hainisch gesehen, er hat nun alles kennen gelernt, was ein heranwachsender Mensch braucht, wenn er ins Leben hinaustreten soll, er hat, um in der Entwicklung nicht zurückzubleiben, sogar einen Empfang der Wiener Presse abgehalten, und so mag man denn begierig sein, wie es ihm weiter ergehen wird. Vielleicht wird es ihm dereinst fehlen, daß er, als er nach den Tagen der Wiener Begeisterung, die so plötzlich abbrach, weil er es mit den Dimensionen des Zeppelin nicht aufnehmen konnte — daß er, als er damals nach Berlin kam, Ebert nicht zu Gesicht bekommen hat. Wie dem immer sei, die ganze Grauslichkeit dieser Welt ließe sich wohl in nichts besser erkennen, als in der pyramidalen Kinderschändung, zu der sie sich nach dem Menschenmorden die Hände gereicht hat, und ein Triumphzug der internationalen Schande bleibt diese Impresa der Kindlichkeit, an der den Weltwüstling nicht einmal die Assistenz der unternehmenden Eltern abstößt. Aber das perverse Grauen einer Zeit, in der die Säuglinge die Mütter ernähren ~~müssen~~ wird erst vollständig im publizistischen Abbild des Gedränges um ein Wunder der Natur, das mehr noch als ihre Gnade ihre Grausamkeit bezeugt. Die Neue Freie Presse hat alle Stadien der Erwartung bis zur Erfüllung mitgemacht, und wie das so geht unter dem Zauber der Kindlichkeit, ward sie selbst zum Kinde.

Die Enttäuschung vom Sonntag, an dem viele Tausende den kleinen Künstler vergeblich erwartet hatten, schien zunächst noch nachzuwirken: Nach 7 Uhr war die Zahl der Wartenden vor dem Ostbahnhofe noch verhältnismäßig gering, und man sah der Ankunft des Budapester Abendschnellzuges mit einem gewissen Zweifel entgegen: »Wer weiß, ob Jackie heute kommt!«

Diese Worte sind von ihr natürlich nicht erlauscht worden, sondern sie bemüht sich der Sprache des Zweifels eine Gestalt zu geben. Wie sagt man, wenn man nicht weiß, ob Jackie heute kommt? »Wer weiß, ob Jackie heute kommt!« Sehr gut. Inzwischen ist das Gedränge beängstigend geworden, der Zug fährt in die Halle und die Neue Freie Fresse beobachtet nun:

Photographen suchen in diesem Durcheinander ihre Apparate vor Beschädigung zu bewahren, einem Herrn wird der Zwicker zerbrochen, eine Dame entdeckt, daß ihre Pelzboa plötzlich auf Nimmerwiedersehen verschwunden ist.

Wenn jemals, so ist die alte Wiener Einrichtung, daß bei einem Gedränge vor allem andern gestohlen wird, zu begrüßen. Wie dem Herrn die Beschädigung des Zwickers — er tröstet sich wohl: »Besser is schon wie gar nix« —, so ist der Dame der Verlust der Boa zu gönnen. Die Sicherheit in Wien wird nur durch die Tagediebe gefährdet. Wenn zum Empfang eines Filmstars ~~nur~~ die Taschendiebe ausrückten, so würde dergleichen nicht mehr vorkommen. Dann könnten uns nur noch die Beobachtungen der Neuen Freien Presse gestohlen werden. Jackie,

der mit leisem Lächeln auf dem Trittbrett steht und sich in lässiger Anmut an die Griffstange schmiegt

schließt geblendet die Augen. Aber nicht ~~vor den~~ Geistesblitzen des Vertreters der Neuen Freien Presse, sondern nur ~~vor dem~~ Magnesiumlicht.

Jackies Vater, ein sympathischer junger Mann, hebt seinen kleinen Buben vom Trittbrett auf den Bahnsteig herüber, Jackies Mutter, eine hübsche Frau mit schwarzem Bubikopf, streicht ihrem Liebling zärtlich über die Wange.

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Sie hat auch allen Grund dazu. Wer so für seine jungen Eltern sorgt, hat Anspruch auf ihre Dankbarkeit.

Jetzt aber wird es gefährlich.

Nämlich in dem beängstigenden Gedränge beginnt der Vertreter der Neuen Freien Presse ein Interview, da er offenbar der Meinung ist, daß man einem Kind mit dem Frage- und Antwortspiel Freude bereitet.

»Ist es wahr, Jackie, daß Du dir an Marmelade den Magen verdorben hast?« fragt man ihn. »Aber nein«, erzählt er, »ich hätte sehr gern eine ganze Marmeladenflasche aufgegessen; aber ich bekomme ja nicht so viel Jam.«

Nur uns hat die Marmelade ~~Motiv~~ den Magen umgedreht. Natürlich verzichtet der alte Schmock, der längst nicht mehr weiß, welchen Beruf er verfehlt hat, auch auf die Frage nicht, was Jackie werden wolle, dieser antwortet, das wolle er sich erst in ein paar Jahren überlegen, also so viel wie schmecks. Dann meldet jener in aller Seelenruhe, daß zahllose Kinder in Gefahr gerieten, in dem Gedränge, in das Jackie sich nicht einlassen will, »niedergetreten und schwer verletzt zu werden«.

Ringsum an den Laternenkandelabern hängen ganze Traubenbüschel von Kindern.

Und wäre eines vom Dach des Autos, in dem Jackie sitzt und auf das etliche Altersgenossen geklettert sind, heruntergefallen, es gübe eine Beobachtung mehr, aber kein Minus an Empfangsfreude. Das Auto fährt ab. Man sieht noch, daß Jackies Gouvernante »bebrillt« ist. Sie fahren an der »rückwärtigen Front« des Hotels vor. Dies ist eine eigenartige Umschreibung für den hintern Eingang, den sich der Interviewer vorbehält, wenn er ins Hotel kommt. Dort beobachtet er, daß sich Jackie »in den Apartements«, in die er »seinen Einzug« hält, »unglaublich rasch heimisch fühlt«. Selbstredend hat er auch Zinnsoldaten vorgefunden. Eine Verkleinerung jener Gestalten, die an der ungarischen Grenze, über die er nach Wien kam, seine Altersgenossen erschießen oder zertrampeln. Während er mit ihnen spielt, läßt er sich interviewen, das heißt, er beantwortet »zwischendurch schön artig« alle Fragen. Diese Doppelbeschäftigung unterbricht er alle zwei, drei Minuten, um auf den Balkon zu gehen und die Ovationen der Menge entgegenzunehmen. Wie eben Kinder sind. Das geht so durch eine halbe Stunde: Ovation, Zinnsoldaten, Presse. Auf den Balkon + wieder zurück ein Kinderspiel. Natürlich läßt sich die Frage aller Fragen, wiewohl schon auf dem Bahnhof ~~abschlägig~~ beantwortet, nicht mehr unterdrücken:

»Jetzt sag' mal, Jackie, ist das wahr, was die Leute erzählen, daß du in Athen einen halben Topf Marmelade genascht hast?« — »Oh, das ist ja gar nicht wahr! Aber das können Sie mir glauben, wenn ich so was gekriegt hätte, ich hätte es bestimmt aufgegessen!« Er ist wirklich sehr lustig, der kleine Spitzbub!

bemerkt die alte Kuh.

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Jackie

(Großmann ist mir lieber) hat nach dem Papst und der Akropolis auch Herrn Dr. Hainisch gesehen, er hat nun alles kennen gelernt, was ein heranwachsender Mensch braucht, wenn er ins Leben hinaustreten soll, er hat, um in der Entwicklung nicht zurückzubleiben, sogar einen Empfang der Wiener Presse abgehalten, und so mag man denn begierig sein, wie es ihm im Leben weiter ergehen wird. Vielleicht wird es ihm dereinst fehlen, daß er, als er nach den Tagen der Wiener Begeisterung, die so plötzlich abbrach, weil er es mit den Dimensionen des Zeppelin nicht aufnehmen konnte — daß er, als er damals nach Berlin kam, Ebert nicht zu Gesicht bekommen hat. Wie dem immer sei, die ganze Grauslichkeit dieser Welt ließe sich wohl in nichts besser erkennen als in der pyramidalen Kinderschändung, zu der sie sich nach dem großen Männermorden die Hände gereicht hat, und ein Triumphzug der internationalen Schande bleibt diese Impresa der Kindlichkeit, an der den Weltwüstling nicht einmal die Assistenz der unternehmenden Eltern abstößt. Aber das perverse Grauen einer Zeit, in der die Säuglinge die Mütter ernähren, wird erst vollkommen im publizistischen Abbild des Gedränges um ein Wunder der Natur, das wahrlich mehr noch als ihre Gnade ihre Grausamkeit bezeugt. Die Neue Freie Presse hat alle Stadien der Erwartung bis zur Erfüllung mitgemacht, und wie das so geht unter dem Zauber der Kindlichkeit, ward sie selbst zum Kinde.

Die Enttäuschung vom Sonntag, an dem viele Tausende den kleinen Künstler vergeblich erwartet hatten, schien zunächst noch nachzuwirken: Nach 7 Uhr war die Zahl der Wartenden vor dem Ostbahnhofe noch verhältnismäßig gering, und man sah der Ankunft des Budapester Abendschnellzuges mit einem gewissen Zweifel entgegen: »Wer weiß, ob Jackie heute kommt!«

Noja, diese Worte sind von ihr natürlich nicht erlauscht worden, sondern sie bemüht sich selbstredend der Sprache des Zweifels eine Gestalt zu geben. Wie sagt man, wenn man nicht weiß, ob Jackie heute kommt? »Wer weiß, ob Jackie heute kommt!« Sehr gut. Inzwischen ist das Gedränge beängstigend geworden, der Zug fährt in die Halle und die Neue Freie Presse beobachtet ~~nur~~:

Photographen suchen in diesem Durcheinander ihre Apparate vor Beschädigung zu bewahren, einem Herrn wird der Zwicker zerbrochen, eine Dame entdeckt, daß ihre Pelzboa plötzlich auf Nimmerwiedersehen verschwunden ist.

Wenn jemals, so ist die alte Wiener Einrichtung, daß bei einem Gedränge vor allem andern gestohlen wird, zu begrüßen. Wie dem Herrn die Beschädigung des Zwickers — er tröstet sich wohl: »Besser is schon wie gar nix« —, so ist der Dame der Verlust der Boa zu gönnen. Die Sicherheit in Wien wird nur durch die Tagediebe gefährdet. Wenn zum Empfang eines Filmstars bloß die Taschendiebe ausrückten, so würde dergleichen nicht mehr vorkommen. Dann könnten uns nur noch die Beobachtungen der Neuen Freien Presse gestohlen werden. Jackie,

der mit leisem Lächeln auf dem Trittbrett steht und sich in lässiger Anmut an die Griffstange schmiegt

schließt geblendet die Augen. Aber nicht wegen der Geistesblitze des Vertreters der Neuen Freien Presse, sondern nur im Magnesiumlicht.

Jackies Vater, ein sympathischer junger Mann, hebt seinen kleinen Buben vom Trittbrett auf den Bahnsteig herüber, Jackies Mutter, eine hübsche Frau mit schwarzem Bubikopf, streicht ihrem Liebling zärtlich über die Wange.

Sie hat auch allen Grund dazu. Wer so für seine jungen Eltern, die nicht mehr arbeiten können, sorgt, hat Anspruch auf ihre Dankbarkeit.

Jetzt aber wird es gefährlich.

Nämlich in dem beängstigenden Gedränge beginnt der Vertreter der Neuen Freien Presse ein Interview, da er offenbar der Meinung ist, daß man einem Kind mit dem Frage- und Antwortspiel Freude bereitet. Zunächst kam das beliebte Marmelade-Motiv:

»Ist es wahr, Jackie, daß Du dir an Marmelade den Magen verdorben hast?« fragt man ihn. »Aber nein«, erzählt er, »ich hätte sehr gern eine ganze Marmeladenflasche aufgegessen; aber ich bekomme ja nicht so viel Jam.«

Nur uns hat die Marmelade, die wir immer wieder aufgetischt bekamen, den Magen umgedreht. Natürlich verzichtet der alte Schmock, der längst nicht mehr weiß, welchen Beruf er verfehlt hat, auch auf die Frage nicht, was Jackie werden wolle, dieser antwortet, das werde er sich erst in ein paar Jahren überlegen, also so viel wie schmecks. Dann bringt die Familie ihren Ernährer in Sicherheit, doch jener meldet in aller Seelenruhe, daß zahllose Kinder in Gefahr gerieten, in dem Gedränge, in das Jackie sich nicht einlassen will, »niedergetreten und schwer verletzt zu werden«.

Ringsum an den Laternenkandelabern hängen ganze Traubenbüschel von Kindern.

Und wäre eines vom Dach des Autos, in dem Jackie sitzt und auf das etliche Altersgenossen geklettert sind, heruntergefallen, es gübe eine Beobachtung mehr, aber kein Minus an Empfangsfreude. Das Auto fährt ab. Man sieht noch, daß Jackies Gouvernante »bebrillt« ist. Sie fahren an der »rückwärtigen Front« des Hotels vor. Dies ist eine eigenartige Umschreibung für den hintern Eingang, den sich der Interviewer vorbehält, wenn er ins Hotel kommt. Dort beobachtet er, daß sich Jackie »in den Apartements«, in die er »seinen Einzug« hält, »unglaublich rasch heimisch fühlt«. Selbstredend hat er auch Zinnsoldaten vorgefunden. Eine Verkleinerung jener Gestalten, die an der ungarischen Grenze, über die er nach Wien kam, seine Altersgenossen erschießen oder zertrampeln. Während er mit ihnen spielt, läßt er sich interviewen, das heißt, er beantwortet »zwischendurch schön artig« alle Fragen. Diese Doppelbeschäftigung unterbricht er alle zwei, drei Minuten, um sich wieder auf den Balkon zu begeben und die Ovationen der Menge entgegenzunehmen. Wie eben Kinder sind. Das geht so durch eine halbe Stunde: Ovation, Zinnsoldaten, Presse. Auf den Balkon, wieder zurück — ein Kinderspiel. Natürlich läßt sich die Frage aller Fragen, wiewohl schon auf dem Bahnhof negativ beantwortet, nicht mehr unterdrücken:

»Jetzt sag' mal, Jackie, ist das wahr, was die Leute erzählen, daß du in Athen einen halben Topf Marmelade genascht hast?« — »Oh, das ist ja gar nicht wahr! Aber das können Sie mir glauben, wenn ich so was gekriegt hätte, ich hätte es bestimmt aufgegessen!« Er ist wirklich sehr lustig, der kleine Spitzbub!

bemerkt die alte Kuh.

Ein neuer Schmock

ist erstanden, man habe acht auf ihn.

— — In der jüngsten Vergangenheit hat sich in der Schauspielkunst ein Stil herauskristallisiert, der in der Übersteigerung der Tragik zu einem verzweifelten und doch befreienden Lachen besteht. Er ist eine Art passiver Satire ohne die Heldenpose des literarischen Satirikers, ein Mittelding zwischen den tragischen Lozelachs Karl Kraus' und dem resignierten da-kann-man-nix-machen-Humor Bernard Shaws, ein Stil, der beispielsweise von Jannings virtuos beherrscht wird, und wie gesagt, in Chaplin seine höchste Steigerung hat — —

Ringelnatz — — Baudine — — Ebinger — — Elisabeth Bergner — — Grünewald und Gotho — — Strindberg oder Weininger — —

Und endlich, in ihrem Liedchen von der kleinen, chinesischen Prinzessin Minutti, die Bauchweh zu haben glaubt, während sich etwas Kleines in ihr regt, da wächst sie zur Sage empor. — — Schöpfung des neuen Mythos — — Dabei gravidiert alles nach dem Osten — —

So ist es. Und daß die »Elf Scharfrichter« »mehr als ein Jahrzehnt« zurückliegen, ist auch ganz richtig. Sie waren gar kein »verunglücktes Experiment«, aber sie wirkten zu einer Zeit, wo die neuen Schmöcke, die zu allem alles und nichts zu sagen haben, noch nicht geboren waren.

Ein neuer Schmock

ist erstanden, man habe acht auf ihn.

— — Benatzky-Selim — — Daß das verunglückte Experiment der elf Scharfrichter, ein literarisches und dabei nicht langweiliges Kabarett zu schaffen, mehr als ein Jahrzehnt später der Verwirklichung entgegengeht. — — In der jüngsten Vergangenheit hat sich in der Schauspielkunst ein Stil herauskristallisiert, der in der Übersteigerung der Tragik zu einem verzweifelten und doch befreienden Lachen besteht. Er ist eine Art passiver Satire ohne die Heldenpose des literarischen Satirikers, ein Mittelding zwischen den tragischen Lozelachs Karl Kraus' und dem resignierten Da-kann-man-nix-machen-Humor Bernard Shaws, ein Stil, der beispielsweise von Jannings virtuos beherrscht wird, und wie gesagt, in Chaplin seine höchste Steigerung hat — —

Ringelnatz — — Blandine Ebinger — — Elisabeth Bergner — — Grünewald und Greco — — Strindberg oder Weininger — —

Und endlich, in ihrem Liedchen von der kleinen, chinesischen Prinzessin Minutti, die Bauchweh zu haben glaubt, während sich etwas Kleines in ihr regt, da wächst sie zur Sage empor. — — Schöpfung des neuen Mythos — — Dabei gravidiert alles nach dem Osten — —

So ist es, zumal unter den Umständen der Prinzessin. Es ist alles da, nicht so wie bei arme Boches. Inklusive Chaplin, ohne den heute überhaupt kein Literaturleben ist. Und daß die Elf Scharfrichter »mehr als ein Jahrzehnt« zurückliegen, ist auch ganz richtig. Sie waren zwar kein »verunglücktes Experiment«, aber sie wirkten zu einer Zeit, wo die neuen Schmöcke, die zu allem alles und nichts zu sagen haben, noch nicht geboren waren.

Unser Preisausschreiben

Breitner muß vor allem eines konstatieren:
den Niedergang der Operette.

Die Operette steht vor einer inneren Umwandlung, sie muß aus dem Knusperhäuschen mit dem Sentimentalitätsbrei hinaus, sie muß sich ein Reformkleid anmessen lassen. Diesen Übergang darf man ihr nicht durch unerträgliche Steuerbelastung erschweren. Gegen die Zeit und gegen die Entwicklung läßt sich eben nichts ausrichten.

Wenn der Verfasser dieser Sätze imstande ist, zu erklären, was er sich dabei gedacht hat, sowohl was das Verfahren betrifft, die Operette aus dem Knusperhäuschen mit dem Sentimentalitätsbrei ins Reformkleid zu bringen, wie den Vorschlag, solches durch Steuererleichterungen zu ~~ermöglichen~~, so erhält er zwar keine Reise nach Paris, aber ein Retourbillett nach Budapest, und zwar zu dauerndem Aufenthalt.

Unser Preisausschreiben

Breitner muß vor allem eines konstatieren:

den Niedergang der Operette.

Die Operette steht vor einer inneren Umwandlung, sie muß aus dem Knusperhäuschen mit dem Sentimentalitätsbrei hinaus, sie muß sich ein Reformkleid anmessen lassen. Diesen Übergang darf man ihr nicht durch unerträgliche Steuerbelastung erschweren. Gegen die Zeit und gegen die Entwicklung läßt sich eben nichts ausrichten.

Wenn der Verfasser dieser Sätze imstande ist, zu erklären, was er sich dabei gedacht hat, sowohl was das Verfahren betrifft, die Operette aus dem Knusperhäuschen mit dem Sentimentalitätsbrei ins Reformkleid zu bringen, wie den Vorschlag, solches durch Steuererleichterungen zu fördern, so erhält er zwar keine Reise nach Paris, aber ein Retourbillett nach Budapest, und zwar zu dauerndem Aufenthalt.

Serpentinengedankengänge

» — — Die alte Guckkastenbühne wurde vor ein paar hundert Jahren von den Italienern erfunden, um prachtliebenden Königen die Zeit zu vertreiben. — — Heute gibt es keine Könige mehr, und das Volk füllt die Kinos, die Tanzsäle und die Tribüne um den Boxring. Das Theater ist erledigt. Man kommt nur dann ins Schauspielhaus, wenn man eine Freikarte hat — -- Das Publikum sitzt rings um die Plattform herum und sieht in die Tiefe, aus der die Schauspieler auf dem Serpentinenweg nach oben eilen oder fahren. Der Schauspieler ist nun kein Schaustück mehr, ein Mensch, der mitten im Volke steht, von allen Seiten sichtbar.

Bis zum Umsturz scheinen die Könige das Theater gefüllt zu haben und weil es keine Könige mehr gibt, freut auch das Volk die ganze Theaterspielerei nicht mehr und es besucht lieber den Boxring. Um nun dem Theater wieder aufzuhelfen, blieb nichts übrig, als ihm die Form des Boxrings zu geben, an der nun einmal das Volk seinen Gefallen gefunden hat und gewiß auch die Könige ihre Freude hätten, wenn es sie gäbe. Was die Freikarten betrifft, die den Schauspielhäusern noch eine gewisse Anziehungskraft sichern, so scheinen bei den Aufführungen der Raumbühne keine ausgegeben worden zu sein, weshalb die Wahrnehmung gemacht werden konnte, daß das Ineinanderfluten von Bühne und Publikum auf Schwierigkeiten stieß. Der Schauspieler war zwar kein Schaustück mehr, sondern ein Mensch, der von allen Seiten sichtbar war und dem zu seinem Glück nur das eine fehlte: mitten im Volke zu stehn.

» Sie meinen also, Herr Kiesler, daß Gretchen auf dem Motorrad zur Plattform hinaufjagt, oben das Lied am Spinnrad singt und dann im Lift in die Tiefe saust, während inzwischen Faust und Mephisto im Kleinauto den Serpentinenweg hinaufbrausen?« Herr Kiesler bleibt völlig ruhig. »Ich glaube nicht, daß wir den Faust spielen werden. Es gibt Stücke genug, die sich für meine Bühne eignen. Wir beginnen mit der tragischen Revue eines Berliner Dichters. Doch ich habe die Absicht, auch Aeschylos und Sophokles aufzuführen.«

Noch besser als für die Dramen dieser Autoren dürfte sich die Raumbühne für Stücke eignen, in denen eine Raumbühne vorkommt.

Die Cherusker in Krems

Zufolge vertraulicher Angaben hatte der Polizeibezirksleiter von Döbling Erhebungen über Vorgänge im Café Rudolfshof gepflogen. Die Anzeige besagte, daß sich im Jagdstüberl des Cafés unsittliche Vorgänge abspielen, daß sich dort eine unmoralische Stammtischgesellschaft zusammenfinde, der Geschäftsführer Anton W. einen unsittlichen Gummigegenstand herumzeige, daß sich Frauen nackt produzieren und anderes. Infolgedessen war W. vor dem Bezirksgericht Döbling wegen Übertretung gegen die Sittlichkeit angeklagt.

Als Zeuge wurde der christlichsoziale Bezirksrat Sch. vernommen. Er wurde gefragt, ob er es für möglich halte, daß W. den weiblichen Gästen »laszive Figuren« gezeigt habe. — Zeuge: Nein, er war wohl in seinen Ausdrücken etwas derb, aber so etwas habe ich nie bei ihm gesehen.

Dann marschierten die Stammgäste des Jagdstüberls auf. Sie erzählten von lustigen Unterhaltungen und Zechereien, stellten jedoch unmoralische Begebenheiten in Abrede. Der Stammgast Leopold Wollner teilte mit, daß sich unter den Stammgästen Abgeordneter .., Landeshauptmann .., Landeshauptmannstellvertreter .. und andere Politiker befanden.

Die Friseurin A. B. gab aber an, daß ihr W. einmal eine laszive Figur aus Gips gezeigt habe. Sonst wisse sie nichts. Sie habe das für einen harmlosen Scherz angesehen. — Zeugin K. K. erzählte: Einmal ist von W. etwas gezeigt worden, was in einer Lade aufbewahrt war. Er machte damals die Lade auf und legte den Gegenstand wieder hinein. Wir haben ihm gesagt, er solle es uns auch zeigen, und da hat er es uns auch gezeigt. — Richter Landesgerichtsrat Dr. R.: Eine Frau soll in die Lade gegriffen und dann zu ihrem Mann gesagt haben: »So, jetzt brauch' ich dich nicht!« — Angekl.: Ich habe damals sofort gesagt: »Das ist eine Gemeinheit, über meine Lade zu gehen!« Das Ding hatte ein Gast einmal vergessen und ich hatte es aufbewahrt. — — Zeugin: Es war in der Lade in Papier eingewickelt. — — Dieser Vorfall wird noch von zwei Zeuginnen, Mutter und Tochter, bestätigt. Die Tochter gibt an: Es war damals eine Gesellschaft von der Wieden besammen. Sie waren in angeheiterter Stimmung. Es waren sehr feine Leute beisammen. Es hat sich niemand entrüstet.

2.

Denn nur urtanäre Leute entrüsten sich. Und darüber werden in Wien — bis zum Freispruch — »Erhebungen« gepflogen. Und es sind ganz dieselben Sumper und Beamten, die George Grosz anzeigen und konfiszieren. »Wir haben ihm gesagt, er solle es uns auch zeigen, und da hat er es uns auch gezeigt«, spricht die Wiener Sittlichkeit. Fürs Leben gern sich einmal anstoßen lassen, um hinterdrein Anstoß nehmen zu können. Täter und Kläger aus einem Holz. Eine Zeugen- und Zeuginnenreihe, aus der sich jene gräßlichen Gesellschaften zusammenstellen lassen, die nach einem Flügelhornvereinsabend unvermutet ~~in~~ ein Kaffeehaus ~~eindringen~~ und zwölf zusammengerückte Tische besetzen. Von dem Anblick abgesehen, machen Quietschen und Gröhlen jedes fernere Verweilen unmöglich. Die Weiber, vom Humor durchdrungen, gehen zu zweit auf die Toilette, was abermals ein Gaudium bewirkt. Draußen schüttet's natürlich, man ist deshalb gezwungen, das weiter mitzumachen, was aber unmöglich ist, denn soeben hat ein[e] ~~gesagt~~: »Ah, sie regnet!« Immer weitere Cherusker aus Krems ziehen ein. Zwei Weiber kehren von der Toilette zurück, biegen sich vor Lachen, haben gewiß etwas Gspaßiges draußen gelesen. Die andern sagen, sie sollen es ihnen auch zeigen. und da haben sie es ihnen auch gezeigt. Ein begabter jüngerer Herr hat soeben »Tischlampe — der Schlampen« de[k]lnier[t]. Die Weiber bekommen Schnackerl, die Männer stoßen auf. Man hat nicht die Empfindung, in einer Epoche zu leben, in der man schon nach Afrika fliegen kann; wiewohl man es möchte. Die dort erkenne ich, es muß jene sein, welche beim Anblick des chauffierenden Negers ausgerufen hat: »Hirst, is dr der am ganzen Kirper schwoaz?« Es sind sehr feine Leute beisammen. Es hat sich niemand entrüstet.

Immer lustik

[Manneken, Manneken!] In Brüssel steht es und einen Springbrunnen personifiziert es. Sein ganzer Name läßt sich an dieser Stelle unmöglich wiedergeben und auch, wie das Männchen sich öffentlich benimmt, darf man nicht einmal andeuten. Ein sicherer Paragraph 516 wäre die Folge. »Gröbliche und öffentliches Ärgernis verursachende Verletzung der Sittlichkeit oder Schamhaftigkeit.« Er soll sich nichts antun, gar nichts würde geschehen, wenn die Neue Freie Presse die Worte »Manneken pis« setzte, anstatt fortzuschäkern: ...

Aber Gedanken sind zollfrei, und an besagtes Manneken, Brüssels ehrwürdiges Wahrzeichen, mußten wir denken, als wir von den Schauergeschichten im Jagdstüberl des Café Rudolfshof in Grinzing lasen, die zu einer hochnotpeinlichen Gerichtsverhandlung geführt haben. — — Man denke einmal: Eine zweideutige Figur aus Gips soll hergezeigt worden sein und zum andern soll in einer Lade ein Pappendeckel sich befunden haben, der gleichfalls »etwas Laszives« vorstellte.

Alles total verfälscht. Wenn ein Sonntagsschäker nicht weiß, welcher Gegenstand die Frau Plunzenberger veranlaßt hat, ihrem Gatten die Worte zuzurufen: »Jetzt brauch ich dich nicht mehr!«, ~~soll er sich begraben lassen~~ Das sind doch die Grundbegriffe. Aber der Schmock kommt vom »Manneken« nicht los:

Der Richter hat anerkannt, daß in einer versperrten Lade schließlich sogar ein Miniaturmodell des Brüsseler Mannekens keinen strafbaren Tatbestand darstellen würde, und er hat dem Angeklagten nicht einmal daraus einen Strick gedreht, daß jene Lade unglücklicherweise einmal unversperrt geblieben ist und daß ein neugieriges Mägdelein das alte Blaubartmärchen in die Grinzinger Gegenwart übersetzte und in der geheimnisvollen Lade zu ihrem Seelenschaden vorwitzige Nachschau hielt. Wie kommt aber ein Geschäftsmann dazu, daß er auf irgendeine haltlose Anzeige hin — — Wie kommen die überlasteten Gerichte dazu — — mit solchen Lappalien — — Das sind Fragen, mit denen sich andere Mannekens beschäftigen sollten. Am Ende sogar die Mannekens im Nationalrat — —

Die Erotik der Neuen Freien Presse ist doch noch weit grauslicher als die der christlichsozialen Stammtischgesellschaften. Ued was ist das nur ~~für ein~~ neugieriges »Mägdelein« — für dieses Wort in diesem Munde gebührt allein schon etwas auf diese Mund —, die das alte Blaubartmärchen in die Grinzinger Gegenwart übersetzte? Was für ein Blaubartmärchen? Alles verfälscht. Zu den peinlichsten Erscheinungen dieses Lebens gehört bekanntlich der Humor der Zahnärzte, der sich direkt an den in ihren Wartezimmern aufliegenden Nummern der Meggendorfer Blätter von ~~1894~~ präpariert hat. (Ich habe endlich einen gefunden, der dieser Gabe in erfreulichster Art entbehrt.) Er ist das äußerste Beispiel von Ausnützung einer Zwangslage und ~~es~~ bedürfte einer eigenen Anästhesie, um es zu ertragen. Sie sagen etwa — und das ist ihre Glanzpointe — vor einem ~~Jahre~~: »Ja, das ist ein älterer, alleinstehender Herr«, was mich empfindlicher berührt als die Plombiermaschine. Aber wahrlich, es sind Sprühgeister gegen diesen Julian.

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Pressestimmen

über einen Schauspieler in der Fremde ~~wurden~~ von einer noch befreundeteren oder landsmännischen ~~früher~~ weitergegeben, wenn ~~jene~~ ihm Schwung, Leidenschaft, packende Gestaltung, hinreißende Wirkung oder derlei Zugkräftiges nachzurühmen wußten. Jetzt gehts zwischen Berlin und Prag viel turbulenter zu, und hier hört man dann oder herrlich dann:

Ernst Deutsch hat anläßlich der im Berliner Theater in der Königgrätzer Straße jüngst erfolgten Aufführung von Strindbergs »Erich XIV.« einen außergewöhnlichen Erfolg davongetragen. Paul Wiegler schreibt in der »B. Z. am Mittag« u. a.: »Im Pupurmantel, auf dem er verzweifelt herumtrappelt, in der weißen Seide des Galakostümes, unter dem drückenden Kronreif hat er die Unrast des halben Wahnsinns und dazu eine weiche, gefährliche Grazie. Außerordentlich die Beredsamkeit dieser Finger, die sich an den Mund pressen, oder die zu mörderischem Hieb in die Holzplatte des Tisches das Messer umklammern. Tigerhaft das Murren und Fauchen des Hasses, von schmeichelnder Zärtlichkeit abgelöst. Eindringlich das Schlottern der Gespensterfurcht.« In ähnlichem Sinne äußern sich auch die übrigen Berliner Kritiker.

Herr Wiegler, ders gesehen hat, wird ja wissen, wie einer das macht, daß er im Purpurmantel auf diesem verzweifelt herumtrampelt. Interessant wären aber die andern, die sich in ähnlichem Sinne geäußert haben.

Kann vorkommen

Bei Wedekinds »Schloß Wetterstein«, »Kammerspiele« Beginn 10 Uhr, dort wo sich die Schakale gute Nacht sagen, will der ehemalige Gerichtssaalberichterstatter Kläger hinter Smokingbrüsten die folgenden Zustände beobachtet haben:

Das Grauen des Stückes hat man zum Teil überwunden und kostet Sätze aus, wie man musikalische Läufe mit geschlossenen Augen anhört, auf den Klang prüft, ihr Einströmen verspüren will. Der Zuschauer fühlt sich gepackt, aufgehoben, gewürgt. Der feste Boden ist verschwunden. Er möchte dieses ihm gezeigte Menschenantlitz anspeien. Er wehrt sich mit Wut, Ekel, tobt gegen das starre, hämische Bändigergesicht Wedekinds, der die Lippen schamlos wulstig aufwirft, möchte schreien: Narr, Tollhäusler, Lügner! Und wenn der Alp vorüber ist, gebeugt, ermattet, auf sich selbst horchend, muß er ihm dennoch mit Widerwillen stammelnd den Namen gewähren: Dichter. . . .

Ganz so geht es in den »Kammerspielen« zu. Ich möchte einmal zu gern dabei sein, wenn der Spiritus-Lederer gebeugt, ermattet, auf sich selbst horchend, mit ein Wort gebändigt, nur noch so stammelt: Dichter . . . . (Noch die Punkte müssen zu hören sein. Dann aber muß man den Eindruck haben: »Stirbt.«)

10

Kann vorkommen

Bei Wedekinds »Schloß Wetterstein«, Kammerspiele, Beginn 10 Uhr, dort wo sich die Schakale gute Nacht sagen, will der ehemalige Gerichtssaalberichterstatter Kläger hinter Smokingbrüsten die folgenden Zustände beobachtet haben:

— — Das Grauen des Stückes hat man zum Teil überwunden und kostet Sätze aus, wie man musikalische Läufe mit geschlossenen Augen anhört, auf den Klang prüft, ihr Einströmen verspüren will. — — Der Zuschauer fühlt sich gepackt, aufgehoben, gewürgt. Der feste Boden ist verschwunden. — — Er möchte dieses ihm gezeigte Menschenantlitz anspeien. Er wehrt sich mit Wut, Ekel, tobt gegen das starre, hämische Bändigergesicht Wedekinds, der die Lippen schamlos wulstig aufwirft, möchte schreien: Narr, Tollhäusler, Lügner! Und wenn der Alp vorüber ist, gebeugt, ermattet, auf sich selbst horchend, muß er ihm dennoch mit Widerwillen stammelnd den Namen gewähren: Dichter. . . .

Ganz so geht es in den »Kammerspielen« zu. Ich möchte einmal zu gern dabei sein, wenn der Spiritus-Lederer gebeugt, ermattet, auf sich selbst horchend, mit einem Wort gebändigt, nur noch so stammelt: Dichter . . . . (Noch die Punkte müssen zu hören sein. Dann aber muß man den Eindruck haben: »Stirbt.«)

Ein ~~berühmter~~ Dichter

Von elf Chinesen und ihrer aufgefressenen Braut erzählt Hans Heinz Ewers in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«, der es gelungen ist, den berühmten Dichter als ständigen Mitarbeiter zu gewinnen.

Der würdigste Abschluß des Allerheiligentages

Der alte Brauch, die Leute am Allerseelentag im Theater das Gruseln zu lehren, kommt langsam aus der Übung. — — Dafür scheint eine Veranstaltung, die Otto Treßler vor einigen Jahren unternommen hat, dem modernen Gefühl weit mehr zu entsprechen. Treßler gibt seit etlichen Jahren und auch heuer wieder einen »Allerheiligenabend«. — — und er bringt seinen Zuhörern nicht das Gruseln bei, er erschreckt sie nicht durch grauenhafte Bilder des Todes und der Gespenster. Aber er löst die trauervolle Nachdenklichkeit, die alle Menschen an diesem Tage in ihrem Herzen tragen, durch linde, ernste Poesie und erfüllt die wehmütige Stimmung, die jeder ohnehin schon mitbringt, durch den Klang feierlich schöner Verse. Treßlers großes Talent, das sich im Vortragssaale immer am reichsten entfaltet, hat diese Abende immer zum würdigsten Abschluß des Allerheiligentages gemacht.

Bunte Welt

— — Sascha Leontjew ist Philosoph. »— — Der Tänzer muß vorerst Philosoph sein, um überhaupt tanzen zu können — —«, sagt er. Er wird das Gottsuchen, das Streben nach Erlösung in einer harmonischen Vereinigung mit dem Unerklärlichen mimen.

In »Küsse um Mitternacht«, zwischen »Der Bobby Kohn ist kein Verkehr für dich!« und »Das ist der Java von Bratislava«

Die Pathetiker

Eine Direktionskrise hat erfahrungsgemäß das Zeug, Theaterjournalisten mit einem Pathos zu beseelen, das den Schauspielern der Theater, deren Direktionen sich in Krisen befinden, sehr zu statten käme. Natürlich kann nicht gesagt werden, daß jeder Theaterdirektor, der in solcher Lage ist, jeden Kritiker erhitzen kann, vielmehr ist es so, daß eine spezifische Inklination, ~~positiver oder negativer Art~~, vorhanden sein muß. Paulsen hat seinen Salten gefunden, das Staatstheaterwesen als solches, mit besonderer Berücksichtigung der Oper, seinen Karpath, Ihering, der viel von dem Temperament des Letztgenannten und infolgedessen auch des Erstgenannten hat, nur doktrinärer veranlagt ist, läßt sich für Jeßner, aber auch für Fehling, auf die und zwischen die er nichts kommen läßt, hinreißen; und nun hat Reinhardt seinen Fontana gefunden, der wieder viel von dem Wesen Iherings und infolgedessen Saltens, mit einem Wort Karpaths hat. Allen diesen Temperamenten ist es gemeinsam, daß sie, wenn eine Affaire zwischen einem Direktor und einem Mitglied entbrannt ist, also ein Problem auf der Tagesordnung steht, daß in starkgeistigeren Zeiten höchstens der Kulissenschnüffler fasziniert hat, den Ton der Proklamation finden und jede Banalität, die ihnen zu der Geschichte einfällt, mindestens dreimal wiederholen. Herr Schmöle wird beschuldigt, daß er gegen Herrn Reinhardt mißvergnügt sei, eine Enthüllung, von der man füglich annehmen sollte, daß sie keinen Hund vom Ofen locken wird. Herr Fontana, seinen vollen Namen, der ein Triptychon ist, zeichnend, hält diesen Bestrebungen sein Gold nou! entgegen:

Er wird sich verrechnen, wie er sich bei der Gagenregulierung des Burgtheaters verrechnet hat.

Dann steigert sich diese Entschiedenheit zur Vehemenz:

Es ist eine Unverantwortlichkeit ohne Beispiel in dieser an wirklicher Theaterbegabung so verarmten Stadt, wie es das Theaterfest durch vier schreckliche Wochen bewies, gegen Reinhardt zu hetzen — —

Warum Herr Reinhardt, der den einzigen Reichtum bedeutet, diesen dem Theaterfest vorenthalten hat, wird zwar nicht aufgeklärt, aber das macht nichts. Nun erhebt sich die Stimme, wenngleich nur für zweimal:

Wir brauchen ihn auch dann, wenn er — — Wir brauchen ihn, weil — —

Aber jetzt:

Und wir haben die Geduld, die Herrn Schmöle fehlt, das künstlerische Wirken Reinhardts auch durch schwächere Wochen zu erwarten. Wir haben die Geduld, von ihm auch die neuen Dichter zu erwarten, die er uns noch schuldig geblieben ist. Wir haben die Geduld und müssen sie haben, weil Wien und damit Reindhardts Theater, mitten in einer finanziellen Umschichtung steht.

Und wir hätten die Geduld, sie noch ein paar Mal zu haben, genau so wie wir in Burgtheaterdingen die »Ruhe« brauchten, die Herr Salten so unermüdlich reklamiert hat. Dreimal hat sich bekanntlich Herr Paulsen mit Leidenschaft dem neuen Vertrag der Frau Wohlgemut widersetzt, ebenso oft als Julius Cäsar die Kräne zurückwies, während Herr Ihring, als Jeßner und Fehling gegeneinander verhetzt wurden, viermal gefragt hat, ob die Welt untergehen soll. Noch einmal findet Fontana die Vehemenz, auszusprechen:

Reinhardt gerade in diesem Augenblick in den Rücken zu fallen, zeigt von einer grotesken Unverantwortlichkeit — —

Er hätte fast vergessen, diese bedeutende Konstatierung zu wiederholen. Dann aber, nachdem er durchschaut hat, daß Herr Schmöle gegen Reinhardt im Interesse anderer Theater hetze, und prophezeit hat, daß er in diese »im Triumphwagen demnächst einziehen« werde, ballt er seinen ganzen Zorn zusammen und schließt mit dem Wort:

Darum sollen wir Max Reinhardt verlieren? Nein!

Oskar Maurus Fontana.

Gedrungene Kraft, die sich nur mühsam verhalten konnte, bricht hier los. Es erinnert an Iherings schlichtes Kernwort: »Das ist Brunnenvergiftung«. An Saltens »Verstanden? Ruhe! Ruhe!! Ruhe!!!« Und an jedes Wort von Karpath.

Eine Anekdote

Die illustrierte Beilage der Neuen Freien Presse scheint in Folge von Talentlosigkeit eingegangen zu sein. Einer der ~~besten~~ Beweise, die sie davon geben konnte, war die folgende Anekdote:

Eine »deutsche Dichterin« reimte in einem ihrer zweifelhaften Poeme »Wolken ziehen« auf »Arnold Böcklin«, was zeitgemäß, aber nicht gerade geschmackvoll war. Böcklin schrieb ihr hierauf: »Wart', jetzt komm' ich mit dem Stöcklin und hau dich aufs Dichterinnen-unterröcklin. Ich heiße nicht Böcklin, ich heiße Böcklin.«

Ein Schulbeispiel der Verhatschung, offenbar von jenem Mikosch beigesteuert, der von dem Verslein über die Kaiserstadt Wien und die Metternich Paulin entzückt ist und es also wiedergibt: »'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien, 's gibt nur a Fürstin, die Pauline Metternich. ~~Jener~~ heißt also offenbar nicht Böcklin, sondern Böcklin; also wie heißt er eigentlich? Total talentlos auch alles andere. Die Verse haben gelautet: »Wart Frieda Schanz, jetzt komm ich mit dem Stöcklin und hau dir aus das Dichterunterröcklin. Ich heiße nicht Böcklin, ich heiße Böcklin.« Natürlich hat jene »deutsche Dichterin« — sie war nicht viel wert, aber denen von der Neuen Freien Presse stehen die Gänsefüßchen ~~zweit~~ besser — nicht Wolken »ziehen«, sondern »ziehn« auf Böcklin gereimt, und warum soll das »zeitgemäß« gewesen sein? Es war auch nicht gerade geschmack~~los~~, im Gegenteil ein ganz guter, das Wesen dieser Ma~~leri~~ erfüllender Reim. Und ihre Untat, Böcklin zu sagen, war nicht gar so arg. Böcklin hat mit jener unzarten Rüge, die darauf bestand, daß man mit seinem Namen die Vorstellung eines Böckleins verbinde, ein gut Teil seiner Bedeutung zerstört. Er hätte den Deutschen das für seinen Zauber so günstige Vorurteil lassen müssen, daß Böcklin heiße. Was finge die deutsche Lyrik an, wenn sich herausstellte, daß der Jasmin Jasmin heißt. In der Fassung der ~~Fassung der~~ Neuen Freien Presse freilich bliebe es unentschieden.

Eine Anekdote

Die illustrierte Beilage der Neuen Freien Presse scheint in Folge von Talentlosigkeit eingegangen zu sein. Einer der letzten Beweise, die sie davon geben konnte, war die folgende »Anekdote«:

Eine »deutsche Dichterin« reimte in einem ihrer zweifelhaften Poeme »Wolken ziehen« auf »Arnold Böcklin«, was zeitgemäß, aber nicht gerade geschmackvoll war. Böcklin schrieb ihr hierauf: »Wart', jetzt komm' ich mit dem Stöcklin und hau dich aufs Dichterinnen-unterröcklin. Ich heiße nicht Böcklin, ich heiße Böcklin.«

Ein Schulbeispiel der Verhatschung, offenbar von jenem Mikosch beigesteuert, der von dem Verslein über die Kaiserstadt Wien und die Metternich Paulin entzückt ist und es also wiedergibt: »'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien, 's gibt nur a Fürstin, die Pauline Metternich.« Der Maler, der der Dichterin schrieb, heißt also offenbar nicht Böcklin, sondern Böcklin; also wie heißt er eigentlich? Total talentlos auch alles andere. Die Verse haben gelautet: »Wart Frieda Schanz, jetzt komm ich mit dem Stöcklin und hau dir aus das Dichterunterröcklin. Ich heiße nicht Böcklin, ich heiße Böcklin.« Natürlich hat jene »deutsche Dichterin« — sie war nicht viel wert, aber denen von der Neuen Freien Presse stehen die Gänsefüßchen doch noch besser — natürlich hat sie nicht Wolken »ziehen«, sondern »ziehn« auf Böcklin gereimt, und warum soll das »zeitgemäß« gewesen sein? ~~Es war~~ auch nicht ~~gerade~~ »nicht gerade geschmackvoll«, im Gegenteil, ein ganz guter, das Wesen dieser Malerei erfüllender Reim. Und ihre Untat, Böcklin zu sagen, war nicht gar so arg. Böcklin hat mit jener unzarten Rüge, die darauf bestand, daß man mit seinem Namen die Vorstellung eines Böckleins verbinde, ein gut Teil seiner Bedeutung zerstört. Er hätte den Deutschen das für seinen Zauber so günstige Vorurteil lassen müssen, daß er Böcklin heiße. Was finge die deutsche Lyrik an, wenn sich herausstellte, daß der Jasmin Jasmin heißt. In der Fassung der Neuen Freien Presse freilich bliebe es unentschieden.

Eine Anekdote

Die illustrierte Beilage der Neuen Freien Presse scheint in Folge von Talentlosigkeit eingegangen zu sein. Einer der letzten Beweise, die sie davon geben konnte, war die folgende »Anekdote«:

> Eine »deutsche Dichterin« reimte in einem ihrer zweifelhaften Poeme »Wolken ziehen« auf »Arnold Böcklin«, was zeitgemäß, aber nicht gerade geschmackvoll war. Böcklin schrieb ihr hierauf: »Wart', jetzt komm' ich mit dem Stöcklin und hau dich aufs Dichterinnen-unterröcklin. Ich heiße nicht Böcklin, ich heiße Böcklin.«

Ein Schulbeispiel der Verhatschung, offenbar von jenem Mikosch beigesteuert, der von dem Verslein über die Kaiserstadt Wien und die Metternich Paulin entzückt ist und es also wiedergibt: »'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien, 's gibt nur a Fürstin, die Pauline Metternich.« Der Maler, der der Dichterin schrieb, heißt also offenbar nicht Böcklin, sondern Böcklin; also wie heißt er eigentlich? Total talentlos auch alles andere. Die Verse haben gelautet: »Wart Frieda Schanz, jetzt komm ich mit dem Stöcklin und hau dir aus das Dichterunterröcklin. Ich heiße nicht Böcklin, ich heiße Böcklin.« Die Drohung aber gilt zugleich dem Schmöcklin. Natürlich hat jene »deutsche Dichterin« — sie war nicht viel wert, aber denen von der Neuen Freien Presse stehen die Gänsefüßchen doch noch besser — natürlich hat sie nicht Wolken »ziehen«, sondern »ziehn« auf Böcklin gereimt. Und warum soll das »zeitgemäß« gewesen sein? Man kann auch nicht sagen, daß es »nicht gerade geschmackvoll« war, im Gegenteil war es ~~ein ganz guter~~, das Wesen dieser Malerei erfüllender Reim. Und ihre Untat, Böcklin zu sagen, war nicht gar so arg. Böcklin hat mit jener unzarten Rüge, die darauf bestand, daß man mit seinem Namen die Vorstellung eines Böckleins verbinde, ein gut Teil seiner Bedeutung zerstört. Er hätte den Deutschen das für seinen Zauber so günstige Vorurteil lassen müssen, daß er Böcklin heiße. Was finge die deutsche Lyrik an, wenn sich herausstellte, daß der Jasmin Jasmin heißt? In der Fassung der Neuen Freien Presse freilich bliebe es unentschieden.

Großmann

Warum soll ichs leugnen, ist nun einmal mein Typ. Leute, die scharfe Augen für dergleichen haben, ist es nicht verborgen geblieben. Am Anfang, wie's noch das reine Glück war — wenn ich mich erinnere, wie mir da die Stunden verflogen in der Erwartung eines Zeichens von ihm, Gott, wie war man jung! Ich schwärmte, schnitt es gern in alle Rinden ein, schrieb die Verzückung an Großmann, Großmann am Klavier, und so. Das ist nun verrauscht. Und doch. Nennt es Thorheit, nennts Jugendeselei, nennts wie ihr wollt — schön war's doch und eine starke Zuneigung ist geblieben. Ich weiß, einmal kommt die douloureuse, da hilft nichts. Er treibts mir zu arg. Es stellt sich immer klarer heraus: er fliegt auf Theaterdirektoren! Er läßt sie an seinem Busen stöhnen, Zeiß und Barnowsky, alle, sie verleben ihre Pleite mit ihm wie ich meinen Honigmond (nicht dran denken!) Vergangenen Sommer hat er eine Nordlandsreise gemacht, ohne mich, ich saß daheim und aß mein Brot mit Tränen, während er vom Smörgasbrod erzählte, daß einem das Wasser im Mund zusammenlief. Schickte einen Reisebrief um den andern, ich las sie nicht, um mich nicht unnötig aufzuregen. Nur einmal, wie das schon so geschieht, fällt mein Blick auf ein Geständnis. Jetzt weiß man, was er in Christiania, wo er sich angeblich furchtbar langweilte, getrieben hat, das Luder:

Plötzlich tritt auf dem Theaterplatz Björn Björnson aus seinem Haus. Auf ihn zufliegen, ihn umarmen, fühlen: Das alles ist ja eine böse Verzauberung eines grauen Tages. Alter Björn, jüngster Jüngling, mit deinem weißblonden Haar, deinen buschigen hellen Brauen, deinem scharfen, lichten Seemannsauge, du bist das Stück norwegische Jugend, das ich zu treffen hoffte. Schlampen!

Trotz deiner 61 Jahre der ewigste Peer Gynt, immer voll Elan, immer echauffiert, immer ein bissel aufschneiderisch, immer das schöne Theater der geliebten hellblonden Rasse.

Wie ich von Björn wegblicke, steht schon wieder das ganze norwegische Görlitz um mich herum.

»Hast du Sehnsucht nach Deutschland?« frage ich. »Norwegen ist doch sehr enge. Nicht?«

Björn dreht sich blitzschnell um und flüstert: »Zuweilen.«

Wie mag ihm ums Herz gewesen sein, als er den Stefl wiedersah. Es hat gepumpert. Aber das meinige hält solche Erschütterungen nicht mehr aus. Ich warte jetzt nur noch, daß er den Professor Dr. Robert umarmt — dann mache ich Schluß! Hat man das nötig?

Großmann

warum soll ichs leugnen, ist nun einmal mein Typ. Leute, die scharfe Augen für so etwas haben, ist es längst nicht verborgen geblieben. Am Anfang, wo es noch das lachende Glück war — wenn ich mich erinnere, wie einem da die Stunden verflogen in der Erwartung eines Zeichens von ihm, Gott, wie war man jung! Ich schwärmte, schnitt es gern in alle Rinden ein, schrieb die Verzückung an Großmann, Großmann am Klavier, und so. Verrauscht . . . Und doch. Nennt es Thorheit, nennts Jugendeselei, nennts wie ihr wollt — schön war's doch und eine starke Zuneigung ist geblieben. Ich weiß, einmal kommt die douloureuse, da hilft nichts. Er treibts mir zu arg. Es stellt sich immer klarer heraus: er fliegt auf Theaterdirektoren! Er läßt sie an seinem Busen stöhnen, Zeiß und Barnowsky, alle, sie verleben ihre Pleite mit ihm wie ich meinen Honigmond. (Nicht dran denken!) Vergangenen Sommer hat er eine Nordlandsreise gemacht, ohne mich, ich saß daheim und aß mein Brot mit Tränen, während er, ~~wie dem~~ nicht, vom Smörgasbrod erzählte, daß einem das Wasser im Mund zusammenlief. Schickte einen Reisebrief um den andern, ich las sie nicht, um mich nicht unnötig aufzuregen. Nur einmal, wie das schon so geschieht, fällt mein Blick auf eine Stelle. Ein Geständnis. Jetzt weiß man, was er in Christiania, wo er sich angeblich furchtbar langweilte, getrieben hat, das Luder:

Plötzlich tritt auf dem Theaterplatz Björn Björnson aus seinem Haus. Auf ihn zufliegen, ihn umarmen, fühlen: Das alles ist ja eine böse Verzauberung eines grauen Tages. Alter Björn, jüngster Jüngling, mit deinem weißblonden Haar, deinen buschigen hellen Brauen, deinem scharfen, lichten Seemannsauge, du bist das Stück norwegische Jugend, das ich zu treffen hoffte. Schlampen!

Trotz deiner 61 Jahre der ewigste Peer Gynt, immer voll Elan, immer echauffiert, immer ein bissel aufschneiderisch, immer das schöne Theater der geliebten hellblonden Rasse.

Wie ich von Björn wegblicke, steht schon wieder das ganze norwegische Görlitz um mich herum.

»Hast du Sehnsucht nach Deutschland?« frage ich. »Norwegen ist doch sehr enge. Nicht?«

Björn dreht sich blitzschnell um und flüstert: »Zuweilen.«

Und doch. Wie ihm ums Herz gewesen sein mag, als er den Stefl wiedersah. Es hat gepumpert. Aber das meinige hält solche Erschütterungen nicht mehr aus. Ich warte jetzt nur noch, daß er den ~~Professor Dr.~~ Robert umarmt — dann mache ich Schluß! Hat man das nötig?

Die Thespis

(Der 16jährige Theaterdirektor.) Bevor er wegen Betruges in den Kerker flog, hat der junge Johann Stöger einen Rekord aufgestellt: der eine ist der erfolgreichste Schieber, der andere der gerissenste, aber der Angeklagte von gestern war das Wunderkind dieser prächtigen Gilde. — — Daß dieser Stöger schon mit 15 Jahren ein anerkannt guter Viehhändler war, ist noch nicht seine Meisterleistung, wenn man auch darüber staunen muß, daß ein so grüner Knabe Geschäftsfreunde fand. Daß er aber als Sechzehnjähriger das Stadttheater in Baden pachten und betreiben konnte, ist ein Stück, das zwischen tiefer Tragik und lustiger Operette schwankt. Ein bartloser Junge konnte Verträge abschließen, konnte Existenzen aufbauen oder vernichten, konnte mit den Gemeindevertretungen mehrerer Orte Verhandlungen führen. — —

So weit, so gut, und man muß nur staunen, daß der Bühnenverein es unterlassen hat, Herrn Stöger seiner Hochachtung zu versichern. Das Neue Wiener Tagblatt weiß aber fortzusetzen:

Stöger war kühner und großzügiger als sie alle. Kaum der Schulpflicht entwachsen, erwarb er schon Geld und damit auch schon die moderne Visitkarte, die alle Türen öffnete, auch die des Theaters. Warum soll man nicht die Thespis zur Geliebten haben können, wenn man sie bezahlen kann? — —

Während es bis heute unaufgeklärt ist, mit wem die Neue Freie Presse, nämlich Herr Salten, den Hirten Proteus verwechselt hat, läßt das Neue Wiener Tagblatt jeden profanen Leser hinter die Kulissen seiner klassischen Bildung gucken, da sofort klar wird, daß hier eine unerlaubte Verbindung zwischen der Thalia und der Thespis vor sich gegangen ist. Thespis war bekanntlich der Erfinder der griechischen Raumbühne, die die Form eines Karrens hatte und von der Gemeinde Athen mit Recht ~~unterstützt~~ wurde. Daß er eine Directrice war, ist nicht überliefert, und daß er kein Transvestit und kein Homosexueller war, geht schon daraus hervor, daß er die griechische und nicht die preußische Tragödie begründet hat. In Berlin ~~sollen Fälle~~ vorgekommen sein, daß einer die Thespis ~~zur Geliebten hatte~~, während der Thalia, der abends als Muse verkleidet ausging, nicht Brot auf Hosen hatte. Wie immer dem sei, so ~~kann~~ man ~~eigentlich mit Recht~~ fragen, warum eigentlich — in Berlin wie in Wien — gerade die Leute, die nichts gelernt und selbst das nicht behalten haben, berufen sind, es einer breiten Öffentlichkeit von Lesern mitzuteilen. Vermutlich mit Recht, da keiner von den Hunderttausend es bemerkt und in einer Zeit, da Kino, Radio, Auto und Aëro über die Gehirne flitzen, es wirklich gehupft wie gesprungen ist, ob der oder die Thespis mit ihrem Karren daherkommt. Hier

Zauber selbst die berühmten Forscher betört, sind diese noch nicht vorgedrungen. Und haben als Germanisten die Unbefangenheit, mit Goethes unirdischesten Worten ein Tagwerk zu verklären, von dem er geschrieben hat:

»Sag mir, warum dich keine Zeitung freut?«
»Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.«

Und:

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Und:

O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt, laßt uns alles drucken
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Und:

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung.

*

Inzwischen hat aber dieser Burdach seine Betrachtung in der Neuen Freien Presse vollständig veröffentlichen lassen und nun kann man auch den Umfang seiner Geistigkeit überblicken und sehen, wie recht er hat. Denn Bahr erscheint ihm »als ein seltener Repräsentant jener idealen Verbrüderung von Journalismus, Kunst und Wissenschaft«.

Er ist im schönsten Sinne des Worts ein »Stiegelhupfer«. Und er wird als Oberösterreicher dieses scherzhafte Wort seiner Heimat in meinem ostpreußischen Munde so verstehen, wie ich es meine

(also nicht als eine Anspielung auf das Kirchenstiegelhupfen, sondern)

der Görlitzer Zuchthäusler las, bedauerte er, daß er bei Durchsicht des Kürschner ausgerechnet auf Herrn Glücksmann verfallen war, gegen dessen Identität sich zu verwahren ihm nun am Herzen lag, und wenn schon, nicht lieber den Namen Großmanns usurpiert hatte, von dem jener schlicht auszusagen weiß, daß er die »Volksbühne« ins Leben rief und würdig leitete. Außer das.

* * *

Der Gratulant

Von dem nun aus dem Legendarischen ins Amerikanische wachsenden Humbug, dessen Aura die Gestalt des Herrn Max Reinhardt umgibt, erhält man eine greifbare Vorstellung, wenn man der Verlogenheit, die ihn zum fünfzigsten Geburtstag beglückwünscht, nähertritt. Da schiebt sich zunächst die sympathische Erscheinung des Felix Holländer vor, des Mannes, den jener Reinhardt mit untrüglichem Kennerblick ausersehen hatte, in der Epoche, da er selbst sich zu höheren Konjunkturen aufschwang, seine Berliner Tradition fortzusetzen und das Große Schauspielhaus der größeren Pleite zuzuführen. Herr Holländer ist ein kleiner Literat, der nach Instinkt und Format etwa die Beziehung einer Fledermaus zum Rampenlicht hat, stellt annähernd den Gipfel dessen vor, was im deutschen Kunstleben möglich ist, und wird in der Theatergeschichte als die Quelle von Anekdoten fortleben, die in unerschöpflicher Fülle der Vorstellung einer mit zwei linken Füßen begabten Thalia abzugewinnen waren. Mit einem Feiertagspathos, das sowohl eines andern Jubilars wie eines besseren Gratulanten würdig wäre, führt dieser überall und nirgendwo vorhandene Holländer seine Aufgabe durch, die im Wesentlichen darin besteht, vor dem Publikum eine Szene gerührter und neidloser Bewunderung aufzuführen, der das Kennerohr unschwer die Magen- und Gallenbeschwerden der theatralischen Wirklichkeit und den in Wahrheit gefühlten »Hals- und Beinbruch« entnehmen kann. Aber der Festtag ist doch auch die Gelegenheit, zu zeigen, daß man schon am Ausgangspunkt der Karriere gestanden ist, ja geradezu unmittelbaren Anteil an ihm hat.

eingreifen zu wollen, hieße dem Sisyphus die Arbeit abnehmen, den sie regelmäßig mit dem Tantalus verwechseln, doch auch mit dem Augias, den sie für den Herkules halten, oder es käme der Füllung jenes Danaidenfasses gleich, das sie bekanntlich für ein Danaergeschenk ansehen, das der Jupiter der Danae beschert hat. Da läßt sich gar nichts machen. Man müßte sich denn unterfangen, den Pelion auf den Ossa stürzen zu wollen oder wie ein Burgtheaterkritiker gesagt hat: »die Ida«, die er für eine Kellnerin im Griechenbeisl hielt, »in die Ossa werfen«, die er für ein mährisches Gewässer zu halten schien. Daß die Penelope so häufig auch für die Niobe durchhalten muß, die Circe Rätsel aufgibt, während die Sphinx die leichtere Aufgabe hat, Männer in Schweine zu verwandeln, und daß dementsprechend der Odysseus und der Oedipus Austauschfürsten sind, versteht sich von selbst. Es ist aber auch schon vorgekommen, daß die Xanthippe für das Weib des Sophokles gehalten wurde, und was es zwischen Aristoteles, Aristophanes und Aristides für Möglichkeiten gibt, das ist mehr als sich die Schulweisheit träumt. Meines Wissens hat es in den Jahren, da ich die Wiener Presse sämtliche griechische und mythologische Dinge und Namen verwechseln sehe, nur einen Fall gegeben, wo einer die humanistische Bildung, die ihm in der überraschend kurzen Zeit von zwei Gymnasialjahren zu erwerben gelang, durchaus bewährt hat. Das war, als im Extrablatt gemeldet wurde, in Fünfhaus sei der achtundachzigjährige Franz Joseph Kratochwil gestorben, »der Nestor unter den Pferdefleischhauern«. Hier lag ganz bestimmt keine Verwechslung mit Ulysses vor. Sonst aber bewundere ich die Treffsicherheit, mit der die Wiener Journalisten immer in ihrer klassischen Bildung, die ohnezweifel vorhanden ist, danebengreifen, und die Unerschrockenheit, mit der sie sich in den Strudel-Strudel hineinstürzen, ohne zu bedenken, daß zwischen Scylla und Charybdis doch auch die Gefahr besteht, sie miteinander zu verwechseln. Welches Bild der Behutsamkeit, im Vergleich zu diesem ungestümen Walten, offenbarte sich mir in einem Gespräch zweier alter Chemnitzer Juden! Ich will nicht mit meiner Ausdauer renommieren, aber ich habe einige Tage meines Lebens in Chemnitz verbracht. Dort ward mir die Entschädigung des Augenblicks, den ich gern ums Verweilen

Zauber selbst die berühmten Forscher betört, sind diese noch nicht vorgedrungen. Und haben als Germanisten die Unbefangenheit, mit Goethes unirdischesten Worten ein Tagwerk zu verklären, von dem er geschrieben hat:

›Sag mir, warum dich keine Zeitung freut?‹
›Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.‹

Und:

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Und:

O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt, laßt uns alles drucken
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Und:

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung.

*

Inzwischen hat aber dieser Burdach seine Betrachtung in der Neuen Freien Presse vollständig veröffentlichen lassen und nun kann man auch den Umfang seiner Geistigkeit überblicken und sehen, wie recht er hat. Denn Bahr erscheint ihm »als ein seltener Repräsentant jener idealen Verbrüderung von Journalismus, Kunst und Wissenschaft«.

Er ist im schönsten Sinne des Worts ein »Stiegelhupfer«. Und er wird als Oberösterreicher dieses scherzhafte Wort seiner Heimat in meinem ostpreußischen Munde so verstehen, wie ich es meine

(also nicht als eine Anspielung auf das Kirchenstiegelhupfen, sondern)

der Görlitzer Zuchthäusler las, bedauerte er, daß er bei Durchsicht des Kürschner ausgerechnet auf Herrn Glücksmann verfallen war, gegen dessen Identität sich zu verwahren ihm nun am Herzen lag, und wenn schon, nicht lieber den Namen Großmanns usurpiert hatte, von dem jener schlicht auszusagen weiß, daß er die »Volksbühne« ins Leben rief und würdig leitete. Außer das.

* * *

Der Gratulant

Von dem nun aus dem Legendarischen ins Amerikanische wachsenden Humbug, dessen Aura die Gestalt des Herrn Max Reinhardt umgibt, erhält man eine greifbare Vorstellung, wenn man der Verlogenheit, die ihn zum fünfzigsten Geburtstag beglückwünscht, nähertritt. Da schiebt sich zunächst die sympathische Erscheinung des Felix Holländer vor, des Mannes, den jener Reinhardt mit untrüglichem Kennerblick ausersehen hatte, in der Epoche, da er selbst sich zu höheren Konjunkturen aufschwang, seine Berliner Tradition fortzusetzen und das Große Schauspielhaus der größeren Pleite zuzuführen. Herr Holländer ist ein kleiner Literat, der nach Instinkt und Format etwa die Beziehung einer Fledermaus zum Rampenlicht hat, stellt annähernd den Gipfel dessen vor, was im deutschen Kunstleben möglich ist, und wird in der Theatergeschichte als die Quelle von Anekdoten fortleben, die in unerschöpflicher Fülle der Vorstellung einer mit zwei linken Füßen begabten Thalia abzugewinnen waren. Mit einem Feiertagspathos, das sowohl eines andern Jubilars wie eines besseren Gratulanten würdig wäre, führt dieser überall und nirgendwo vorhandene Holländer seine Aufgabe durch, die im Wesentlichen darin besteht, vor dem Publikum eine Szene gerührter und neidloser Bewunderung aufzuführen, der das Kennerohr unschwer die Magen- und Gallenbeschwerden der theatralischen Wirklichkeit und den in Wahrheit gefühlten »Hals- und Beinbruch« entnehmen kann. Aber der Festtag ist doch auch die Gelegenheit, zu zeigen, daß man schon am Ausgangspunkt der Karriere gestanden ist, ja geradezu unmittelbaren Anteil an ihm hat.

gebeten hätte, im Kaffeehause in einer Debatte, in der die Devisen und Prozente nur so durch die Luft schwirrten, die wohl noch nie gestellte ~~wertvolle~~ Frage zu hören: »Bitt Sie, sagen Sie mir, was is eigentlich der Unterschied zwischen einer Hiobspost und einem Uriasbrief?« Der andere, überrascht und bestürzt, den Unterschied als erheblich und die Frage als berechtigt fühlend, sagte nach einigem Nachdenken: »Weiß ich?« Es war klar, daß keiner der beiden den Mut hätte, für eine Wiener Zeitung zu schreiben. Die jüngere Generation hat nicht einmal das Gefühl, daß der Unterschied, der zwischen einer Botschaft ist, die dem Empfänger, und einer solchen, die dem Überbringer Unheil bringt, geschweige denn, daß sie wüßte, wer der Überbringer und wer der Empfänger ist. Zum Glück reduziert sich das Problem auf die Möglichkeiten, die die Wiener Postverhältnisse bieten. Uriasbriefe werden nicht zugestellt, weil diese Art der Beförderung ein Eingriff in das Staatsmonopol wäre, und Hiobsposten gelangen nicht an den Adressaten, weil die Post sie befördert. Hin und wieder erhalte ich Briefe einer dritten Sorte, ~~solche~~ für die das alte Testament keine Bezeichnung vorgesehen hat, nämlich solche, die dem Absender Unheil bringen.

Zauber selbst die berühmten Forscher betört, sind diese noch nicht vorgedrungen. Und haben als Germanisten die Unbefangenheit, mit Goethes unirdischesten Worten ein Tagwerk zu verklären, von dem er geschrieben hat:

»Sag mir, warum dich keine Zeitung freut?«
»Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.«

Und:

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Und:

O Freiheit süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt, laßt uns alles drucken
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Und:

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung der öffentlichen Meinung.

*

Inzwischen hat aber dieser Burdach seine Betrachtung in der Neuen Freien Presse vollständig veröffentlichen lassen und nun kann man auch den Umfang seiner Geistigkeit überblicken und sehen, wie recht er hat. Denn Bahr erscheint ihm »als ein seltener Repräsentant jener idealen Verbrüderung von Journalismus, Kunst und Wissenschaft«.

Er ist im schönsten Sinne des Worts ein »Stiegelhupfer«. Und er wird als Oberösterreicher dieses scherzhafte Wort seiner Heimat in meinem ostpreußischen Munde so verstehen, wie ich es meine

(also nicht als eine Anspielung auf das Kirchenstiegelhupfen, sondern)

der Görlitzer Zuchthäusler las, bedauerte er, daß er bei Durchsicht des Kürschner ausgerechnet auf Herrn Glücksmann verfallen war, gegen dessen Identität sich zu verwahren ihm nun am Herzen lag, und wenn schon, nicht lieber den Namen Großmanns usurpiert hatte, von dem jener schlicht auszusagen weiß, daß er die »Volksbühne« ins Leben rief und würdig leitete. Außer das.

* * *

Der Gratulant

Von dem nun aus dem Legendarischen ins Amerikanische wachsenden Humbug, dessen Aura die Gestalt des Herrn Max Reinhardt umgibt, erhält man eine greifbare Vorstellung, wenn man der Verlogenheit, die ihn zum fünfzigsten Geburtstag beglückwünscht, nähertritt. Da schiebt sich zunächst die sympathische Erscheinung des Felix Holländer vor, des Mannes, den jener Reinhardt mit untrüglichem Kennerblick ausersehen hatte, in der Epoche, da er selbst sich zu höheren Konjunkturen aufschwang, seine Berliner Tradition fortzusetzen und das Große Schauspielhaus der größeren Pleite zuzuführen. Herr Holländer ist ein kleiner Literat, der nach Instinkt und Format etwa die Beziehung einer Fledermaus zum Rampenlicht hat, stellt annähernd den Gipfel dessen vor, was im deutschen Kunstleben möglich ist, und wird in der Theatergeschichte als die Quelle von Anekdoten fortleben, die in unerschöpflicher Fülle der Vorstellung einer mit zwei linken Füßen begabten Thalia abzugewinnen waren. Mit einem Feiertagspathos, das sowohl eines andern Jubilars wie eines besseren Gratulanten würdig wäre, führt dieser überall und nirgendwo vorhandene Holländer seine Aufgabe durch, die im Wesentlichen darin besteht, vor dem Publikum eine Szene gerührter und neidloser Bewunderung aufzuführen, der das Kennerohr unschwer die Magen- und Gallenbeschwerden der theatralischen Wirklichkeit und den in Wahrheit gefühlten »Hals- und Beinbruch« entnehmen kann. Aber der Festtag ist doch auch die Gelegenheit, zu zeigen, daß man schon am Ausgangspunkt der Karriere gestanden ist, ja geradezu unmittelbaren Anteil an ihm hat.

Die Thespis

(Der 16jährige Theaterdirektor.) Bevor er wegen Betruges in den Kerker flog, hat der junge Johann Stöger einen Rekord aufgestellt: der eine ist der erfolgreichste Schieber, der andere der gerissenste, aber der Angeklagte von gestern war das Wunderkind dieser prächtigen Gilde. — — Daß dieser Stöger schon mit 15 Jahren ein anerkannt guter Viehhändler war, ist noch nicht seine Meisterleistung, wenn man auch darüber staunen muß, daß ein so grüner Knabe Geschäftsfreunde fand. Daß er aber als Sechzehnjähriger das Stadttheater in Baden pachten und betreiben konnte, ist ein Stück, das zwischen tiefer Tragik und lustiger Operette schwankt. Ein bartloser Junge konnte Verträge abschließen, konnte Existenzen aufbauen oder vernichten, konnte mit den Gemeindevertretungen mehrerer Orte Verhandlungen führen. — —

So weit, so gut, und man muß nur staunen, daß der Bühnenverein es unterlassen hat, Herrn Stöger seiner Hochachtung zu versichern. Das Neue Wiener Tagblatt weiß aber fortzusetzen:

Stöger war kühner und großzügiger als sie alle. Kaum der Schulpflicht entwachsen, erwarb er schon Geld und damit auch schon die moderne Visitkarte, die alle Türen öffnete, auch die des Theaters. Warum soll man nicht die Thespis zur Geliebten haben können, wenn man sie bezahlen kann? — —

Während es bis heute unaufgeklärt ist, mit wem die Neue Freie Presse, nämlich Herr Salten, den »mythischen Hirten« Proteus verwechselt hat, läßt das Neue Wiener Tagblatt jeden profanen Leser hinter die Kulissen seiner klassischen Bildung gucken, da sofort klar wird, daß hier eine unerlaubte Verbindung zwischen der Thalia und der Themis vor sich gegangen ist. Der Thespis war aber bekanntlich der Erfinder der griechischen Raumbühne, die die Form eines Karrens hatte und von der Gemeinde Athen mit Recht subventioniert wurde. Daß er eine Directrice war, ist nicht überliefert, und daß er kein Transvestit und überhaupt kein Homosexueller war, geht schon daraus hervor, daß er die griechische und nicht die preußische Tragödie begründet hat. In Berlin mögen immerhin Fälle vorgekommen sein, daß einer die Thespis soutenierte, während der Herr Thalia, der abends als Muse verkleidet ausging, nicht Brot auf Hosen hatte. Wie immer dem sei, so könnte man fragen, warum eigentlich — in Berlin wie in Wien — gerade die Leute, die nichts gelernt und selbst das nicht behalten haben, berufen sind, es einer breiten Öffentlichkeit von Lesern mitzuteilen. Vermutlich mit Recht, da keiner von den Hunderttausenden es bemerkt und in einer Zeit, da Photo, Kino, Radio, Auto und Aëro über die Gehirne flitzen, es wirklich gehupft wie gesprungen ist, ob der oder die Thespis noch mit ihrem Karren daherkommt. Hier

eingreifen ~~wollen~~ wollen, hieße dem Sisyphus die Arbeit abnehmen, den sie regelmäßig mit dem Tantalus verwechseln, doch auch mit dem Augias, den sie zumeist für den Herkules halten, oder es käme der Füllung des Danaidenfasses gleich, das sie bekanntlich für ein Danaergeschenk ansehen, nämlich für jenes, mit dem der Jupiter die Danae überrascht hat. Da läßt sich gar nichts machen. Man müßte sich denn unterfangen, den Pelion auf den Ossa stülpen zu wollen oder wie ein Burgtheaterkritiker gesagt hat: »die Ida«, die er für eine Kellnerin im Griechenbeisl hielt, »in die Ossa zu werfen«, die er für ein mährisches Gewässer zu halten schien. Daß die Penelope so häufig auch für die Niobe durchhalten muß, die Circe Rätsel aufgibt, während die Sphinx die leichtere Aufgabe hat, Männer in Schweine zu verwandeln, und daß dementsprechend der Odysseus und der Oedipus Austauschfürsten sind, versteht sich von selbst. Es ist aber auch schon vorgekommen, daß die Xanthippe für das Weib des Sophokles gehalten wurde, und was es zwischen Aristoteles, Aristophanes und Aristides für Möglichkeiten gibt, das ist mehr, als sich die Schulweisheit träumt. Meines Wissens hat es in den Jahren, da ich die Wiener Presse sämtliche griechischen und mythologischen Dinge und Namen verwechseln sehe, nur einen Fall gegeben, wo einer die humanistischen Kenntnisse, die ihm in der überraschend kurzen Zeit von zwei Gymnasialjahren zu erwerben gelang, durchaus bewährt hat. Das war, als im Extrablatt gemeldet wurde, in Fünfhaus sei der achtundachtzigjährige Franz Joseph Kratochwil gestorben, »der Nestor unter den Pferdefleischhauern«. Hier lag ganz bestimmt keine Verwechslung mit Ulysses vor. Sonst aber bewundere ich die Treffsicherheit, mit der die Wiener Journalisten immer in ihrer klassischen Bildung, die ohne Zweifel vorhanden ist, danebengreifen, und die Unerschrockenheit, mit der sie sich in den Strudel-Strudel hineinstürzen, ohne zu bedenken, daß zwischen Scylla und Charybdis unter anderen Gefahren doch auch die besteht, sie miteinander zu verwechseln. Welches Bild der Behutsamkeit, im Vergleich mit diesem ungestümen Walten, offenbarte sich mir einmal in einem Gespräch zweier alter Chemnitzer Juden! Ich will nicht mit meiner Ausdauer renommieren, aber ich habe einige Tage meines Lebens in Chemnitz verbracht. Dort ward mir die Entschädigung des Augenblicks, den ich gern ums Verweilen

gebeten hätte, als ich im Kaffeehause in einer Debatte, in der die Devisen und Prozente nur so durch die Luft schwirrten, die wohl noch nie gestellte/wichtige Frage hören konnte: »Bitt Sie, sagen Sie mir, was is eigentlich der Unterschied zwischen einer Hiobspost und einem Uriasbrief?« Der andere, überrascht und bestürzt, den Unterschied als erheblich und die Frage als berechtigt fühlend, sagte nach einigem Nachdenken: »Weiß ich?« Es war klar, daß keiner der beiden den Mut hätte, für eine Wiener Zeitung zu schreiben. Pah, die jüngere Generation hat ~~nicht einmal~~ das Gefühl, daß der Unterschied der zwischen einer Botschaft ist, die dem Empfänger, und einer solchen, die dem Überbringer Unheil bringt, geschweige denn, daß sie wüßte, wer hier der Überbringer und wer dort der Empfänger ist. Zum Glück reduziert sich das Problem auf die Möglichkeiten, die die Wiener Postverhältnisse bieten. Uriasbriefe werden nicht zugestellt, weil diese Art der Beförderung ein Eingriff in das Staatsmonopol wäre, und Hiobsposten gelangen nicht an den Adressaten, weil die Post sie befördert. Hin und wieder erhalte ich Briefe einer dritten Sorte, für die aber das alte Testament keine Bezeichnung vorgesehen hat, nämlich solche, die dem Absender Unheil bringen.

Die Thespis

(Der 16jährige Theaterdirektor.) Bevor er wegen Betruges in den Kerker flog, hat der junge Johann Stöger einen Rekord aufgestellt: der eine ist der erfolgreichste Schieber, der andere der gerissenste, aber der Angeklagte von gestern war das Wunderkind dieser prächtigen Gilde. — — Daß dieser Stöger schon mit 15 Jahren ein anerkannt guter Viehhändler war, ist noch nicht seine Meisterleistung, wenn man auch darüber staunen muß, daß ein so grüner Knabe Geschäftsfreunde fand. Daß er aber als Sechzehnjähriger das Stadttheater in Baden pachten und betreiben konnte, ist ein Stück, das zwischen tiefer Tragik und lustiger Operette schwankt. Ein bartloser Junge konnte Verträge abschließen, konnte Existenzen aufbauen oder vernichten, konnte mit den Gemeindevertretungen mehrerer Orte Verhandlungen führen. — —

So weit, so gut, und man muß nur staunen, daß der Bühnenverein es unterlassen hat, Herrn Stöger die moralische Zuverlässigkeit zu bestätigen. Das Neue Wiener Tagblatt weiß aber fortzusetzen:

Stöger war kühner und großzügiger als sie alle. Kaum der Schulpflicht entwachsen, erwarb er schon Geld und damit auch schon die moderne Visitkarte, die alle Türen öffnete, auch die des Theaters. Warum soll man nicht die Thespis zur Geliebten haben können, wenn man sie bezahlen kann? — —

Während es bis heute unaufgeklärt ist, mit wem die Neue Freie Presse, nämlich Herr Salten, den »mythischen Hirten« Proteus verwechselt hat, läßt das Neue Wiener Tagblatt jeden profanen Leser hinter die Kulissen seiner klassischen Bildung gucken, da sofort klar wird, daß hier eine unerlaubte Verbindung zwischen der Thalia und der Themis vor sich gegangen ist. Der Thespis war aber bekanntlich der Erfinder der griechischen Raumbühne, die die Form eines Karrens hatte und von der Gemeinde Athen mit Recht subventioniert wurde. Daß er eine Direktrice war, ist nicht überliefert, und daß er kein Transvestit und überhaupt kein Homosexueller war, geht schon daraus hervor, daß er die griechische und nicht die preußische Tragödie begründet hat. In Berlin mögen immerhin Fälle vorgekommen sein, daß einer die Thespis soutenierte, während der Herr Thalia, der abends als Muse verkleidet ausging, nicht Brot auf Hosen hatte. Wie immer dem sei, so könnte man fragen, warum eigentlich — in Berlin wie in Wien — gerade die Leute, die nichts gelernt und selbst das nicht behalten haben, berufen sind, es einer breiten Öffentlichkeit von Lesern mitzuteilen. Vermutlich mit Recht, da keiner von den Hunderttausenden es bemerkt und in einer Zeit, da Photo, Kino, Radio, Auto und Aëro über die Gehirne flitzen, es wirklich gehupft wie gesprungen ist, ob der oder die Thespis noch mit ihrem Karren daherkommt. Hier

eingreifen zu wollen, hieße dem Sisyphus die Arbeit abnehmen, den sie regelmäßig mit dem Tantalus verwechseln, doch auch mit dem Augias, den sie zumeist für den Herkules halten, oder es käme der Füllung des Danaidenfasses gleich, das sie bekanntlich für ein Danaergeschenk ansehen, nämlich für jenes, mit dem der Jupiter die Danae überrascht hat. Da läßt sich gar nichts machen. Man müßte sich denn unterfangen, den Pelion auf den Ossa stülpen zu wollen oder wie einer unserer Burgtheaterkritiker gesagt hat: »den Ida auf die Ossa wälzen« (wobei er ganz gut wußte, daß der Ida keine Kellnerin im Trojanerbeisl ist, sondern der Berg, der in der »Schönen Helena« vorkommt, ~~aber~~ die Ossa für ein mährisches Gewässer zu halten schien). Daß die Penelope so häufig auch für die Niobe durchhalten muß, die Circe Rätsel aufgibt, während die Sphinx die leichtere Aufgabe hat, Männer in Schweine zu verwandeln, und daß dementsprechend der Odysseus und der Oedipus Austauschfürsten sind, versteht sich von selbst. Es ist aber auch schon vorgekommen, daß die Xanthippe für das Weib des Sophokles gehalten wurde, und was es zwischen Aristoteles, Aristophanes und Aristides für Möglichkeiten gibt, das ist mehr, als sich die Schulweisheit träumt. Meines Wissens hat es in den Jahren, da ich die Wiener Presse sämtliche griechischen und mythologischen Dinge und Namen verwechseln sehe, nur einen Fall gegeben, wo einer die humanistischen Kenntnisse, die ihm in der überraschend kurzen Zeit von zwei Gymnasialjahren zu erwerben gelang, durchaus bewährt hat. Das war, als im Extrablatt gemeldet wurde, in Fünfhaus sei der achtundachtzigjährige ~~Franz Josef Kratochwil~~ Emanuel Kohn gestorben, »der Nestor unter den Pferdefleischhauern«. Hier lag ganz bestimmt keine Verwechslung mit dem Ulysses vor. Sonst aber bewundere ich die Treffsicherheit, mit der die Wiener Journalisten immer in ihrer klassischen Bildung, die ohne Zweifel vorhanden ist, daneben-greifen, und die Unerschrockenheit, mit der sie sich in den Strudel-Strudel hineinstürzen, ohne zu bedenken, daß zwischen Scylla und Charybdis unter anderen Gefahren doch auch die besteht, sie ~~miteinander~~ zu verwechseln. Welches Bild der Behutsamkeit, im Vergleich mit diesem ungestümen Walten, offenbarte sich mir ein~~mal~~ in einem Gespräch zweier alter Chemnitzer Juden! Ich will nicht mit meiner Ausdauer renommieren, aber ich habe einige Tage meines Lebens in Chemnitz verbracht. Dort ward mir die Entschädigung des Augenblicks, den ich gern ums Verweilen

gebeten hätte, als ich im Kaffeehause in einer Debatte, in der die Devisen und Prozente nur so durch die Luft schwirrten, die wohl noch nie gestellte, wichtige Frage hören konnte: »Bitt Sie, sagen Sie mir, was is eigentlich der Unterschied zwischen einer Hiobspost und einem Uriasbrief?« Der andere, überrascht und bestürzt, den Unterschied als erheblich und die Frage als berechtigt fühlend, sagte nach einigem Nachdenken: »Weiß ich?« Es war klar, daß keiner der beiden den Mut hätte, für eine Wiener Zeitung zu schreiben. Aber die jüngere Generation ahnt nicht einmal, daß der Unterschied der zwischen einer Botschaft ist, die dem Empfänger, und einer solchen, die dem Überbringer Unheil bringt, geschweige denn, daß sie wüßte, wer hier der Überbringer und wer dort der Empfänger ist. Zum Glück reduziert sich das Problem auf die Möglichkeiten, die die Wiener Postverhältnisse bieten. Uriasbriefe werden nicht zugestellt, weil diese Art der Beförderung ein Eingriff in das Staatsmonopol wäre, und Hiobsposten gelangen nicht an den Adressaten, weil die Post sie befördert. Hin und wieder erhalte ich Briefe einer dritten Sorte, für die aber das alte Testament keine Bezeichnung vorgesehen hat, nämlich solche, die dem Absender Unheil bringen.

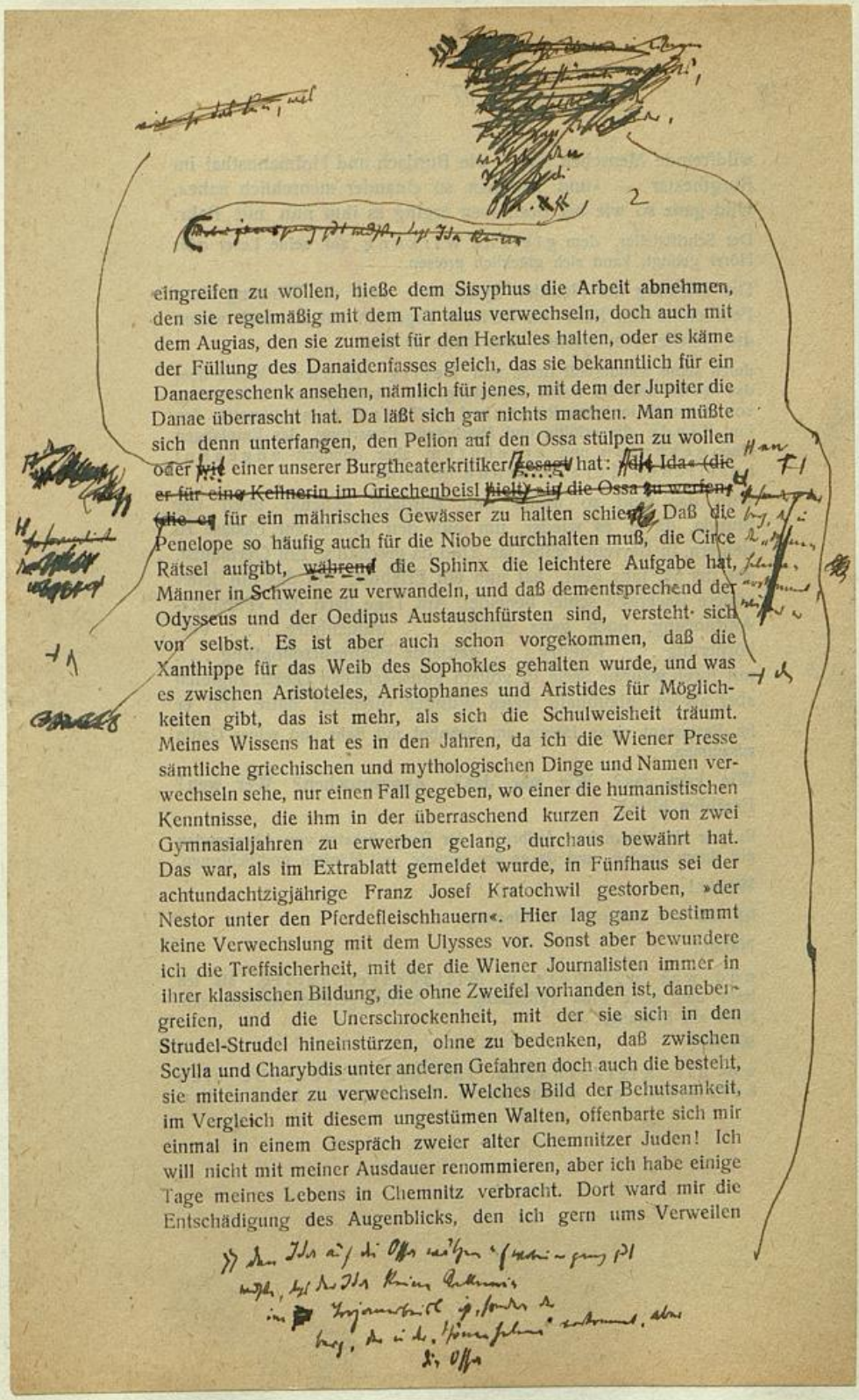
Die Thespis

(Der 16jährige Theaterdirektor.) Bevor er wegen Betruges in den Kerker flog, hat der junge Johann Stöger einen Rekord aufgestellt: der eine ist der erfolgreichste Schieber, der andere der gerissenste, aber der Angeklagte von gestern war das Wunderkind dieser prächtigen Gilde. — — Daß dieser Stöger schon mit 15 Jahren ein anerkannt guter Viehhändler war, ist noch nicht seine Meisterleistung, wenn man auch darüber staunen muß, daß ein so grüner Knabe Geschäftsfreunde fand. Daß er aber als Sechzehnjähriger das Stadttheater in Baden pachten und betreiben konnte, ist ein Stück, das zwischen tiefer Tragik und lustiger Operette schwankt. Ein bartloser Junge konnte Verträge abschließen, konnte Existenzen aufbauen oder vernichten, konnte mit den Gemeindevertretungen mehrerer Orte Verhandlungen führen. — —

So weit, so gut, und man muß nur staunen, daß der Bühnenverein es unterlassen hat, Herrn Stöger ~~seiner Hochachtung zu versichern~~ Das Neue Wiener Tagblatt weiß aber fortzusetzen:

Stöger war kühner und großzügiger als sie alle. Kaum der Schulpflicht entwachsen, erwarb er schon Geld und damit auch schon die moderne Visitkarte, die alle Türen öffnete, auch die des Theaters. Warum soll man nicht die Thespis zur Geliebten haben können, wenn man sie bezahlen kann? — —

Während es bis heute unaufgeklärt ist, mit wem die Neue Freie Presse, nämlich Herr Salten, den »mythischen Hirten« Proteus verwechselt hat, läßt das Neue Wiener Tagblatt jeden profanen Leser hinter die Kulissen seiner klassischen Bildung gucken, da sofort klar wird, daß hier eine unerlaubte Verbindung zwischen der Thalia und der Themis vor sich gegangen ist. Der Thespis war aber bekanntlich der Erfinder der griechischen Raumbühne, die die Form eines Karrens hatte und von der Gemeinde Athen mit Recht subventioniert wurde. Daß er eine Direktrice war, ist nicht überliefert, und daß er kein Transvestit und überhaupt kein Homosexueller war, geht schon daraus hervor, daß er die griechische und nicht die preußische Tragödie begründet hat. In Berlin mögen immerhin Fälle vorgekommen sein, daß einer die Thespis soutenierte, während der Herr Thalia, der abends als Muse verkleidet ausging, nicht Brot auf Hosen hatte. Wie immer dem sei, so könnte man fragen, warum eigentlich — in Berlin wie in Wien — gerade die Leute, die nichts gelernt und selbst das nicht behalten haben, berufen sind, es einer breiten Öffentlichkeit von Lesern mitzuteilen. Vermutlich mit Recht, da keiner von den Hunderttausenden es bemerkt und in einer Zeit, da Photo, Kino, Radio, Auto und Aëro über die Gehirne flitzen, es wirklich gehupft wie gesprungen ist, ob der oder die Thespis noch mit ihrem Karren daherkommt. Hier



eingreifen zu wollen, hieße dem Sisyphus die Arbeit abnehmen, den sie regelmäßig mit dem Tantalus verwechseln, doch auch mit dem Augias, den sie zumeist für den Herkules halten, oder es käme der Füllung des Danaidenfasses gleich, das sie bekanntlich für ein Danaergeschenk ansehen, nämlich für jenes, mit dem der Jupiter die Danae überrascht hat. Da läßt sich gar nichts machen. Man müßte sich denn unterfangen, den Pelion auf den Ossa stülpen zu wollen oder wie einer unserer Burgtheaterkritiker gesagt hat: daß Ida (die er für eine Kellnerin im Griechenbeisl hielt) in die Ossa zu werfen, die es für ein mährisches Gewässer zu halten schien. Daß die Penelope so häufig auch für die Niobe durchhalten muß, die Circe Rätsel aufgibt, während die Sphinx die leichtere Aufgabe hat, Männer in Schweine zu verwandeln, und daß dementsprechend der Odysseus und der Oedipus Austauschfürsten sind, versteht sich von selbst. Es ist aber auch schon vorgekommen, daß die Xanthippe für das Weib des Sophokles gehalten wurde, und was es zwischen Aristoteles, Aristophanes und Aristides für Möglichkeiten gibt, das ist mehr, als sich die Schulweisheit träumt. Meines Wissens hat es in den Jahren, da ich die Wiener Presse sämtliche griechischen und mythologischen Dinge und Namen verwechseln sehe, nur einen Fall gegeben, wo einer die humanistischen Kenntnisse, die ihm in der überraschend kurzen Zeit von zwei Gymnasialjahren zu erwerben gelang, durchaus bewährt hat. Das war, als im Extrablatt gemeldet wurde, in Fünfhaus sei der achtundachtzigjährige Franz Josef Kratochwil gestorben, »der Nestor unter den Pferdefleischhauern«. Hier lag ganz bestimmt keine Verwechslung mit dem Ulysses vor. Sonst aber bewundere ich die Treffsicherheit, mit der die Wiener Journalisten immer in ihrer klassischen Bildung, die ohne Zweifel vorhanden ist, daneben greifen, und die Unerschrockenheit, mit der sie sich in den Strudel-Strudel hineinstürzen, ohne zu bedenken, daß zwischen Scylla und Charybdis unter anderen Gefahren doch auch die besteht, sie miteinander zu verwechseln. Welches Bild der Behutsamkeit, im Vergleich mit diesem ungestümen Walten, offenbarte sich mir einmal in einem Gespräch zweier alter Chemnitzer Juden! Ich will nicht mit meiner Ausdauer renommieren, aber ich habe einige Tage meines Lebens in Chemnitz verbracht. Dort ward mir die Entschädigung des Augenblicks, den ich gern ums Verweilen

gebeten hätte, als ich im Kaffeehause in einer Debatte, in der die Devisen und Prozente nur so durch die Luft schwirrten, die wohl noch nie gestellte, wichtige Frage hören konnte: »Bitt Sie, sagen Sie mir, was is eigentlich der Unterschied zwischen einer Hiobspost und einem Uriasbrief?« Der andere, überrascht und bestürzt, den Unterschied als erheblich und die Frage als berechtigt fühlend, sagte nach einigem Nachdenken: »Weiß ich?« Es war klar, daß keiner der beiden den Mut hätte, für eine Wiener Zeitung zu schreiben. ~~Daß~~ die jüngere Generation ~~hat gewiß nicht die Ahnung~~, daß der Unterschied der zwischen einer Botschaft ist, die dem Empfänger, und einer solchen, die dem Überbringer Unheil bringt, geschweige denn, daß sie wüßte, wer hier der Überbringer und wer dort der Empfänger ist. Zum Glück reduziert sich das Problem auf die Möglichkeiten, die die Wiener Postverhältnisse bieten. Uriasbriefe werden nicht zugestellt, weil diese Art der Beförderung ein Eingriff in das Staatsmonopol wäre, und Hiobsposten gelangen nicht an den Adressaten, weil die Post sie befördert. Hin und wieder erhalte ich Briefe einer dritten Sorte, für die aber das alte Testament keine Bezeichnung vorgesehen hat, nämlich solche, die dem Absender Unheil bringen.

Ausgerechnet

An den Verlag der Fackel ist die folgende Zuschrift gelangt:

Neues Wiener Journal
Wien, I. Biberstraße 5
Tel. 73-5-25 bis 73-5-29

Wien, am 22. August 1924.

Verehrliche Firma!

Der durchschlagende Erfolg, den unsere Rubrik

Wo die Frauen Wiens einkaufen

in der letzten Saison erzielt hat, veranlaßt uns, dieselbe in der kommenden Saison zu wiederholen und laden wir Sie höflichst ein, sich an derselben zu beteiligen.

Die Rubrik erscheint einmal wöchentlich auf einer rein redaktionellen Textseite und wollen wir ihre Wirkung noch dadurch erhöhen, daß wir dieselbe durch redaktionelle Notizen unterstützen.

Wir bitten Sie, uns freundl. mitzuteilen, wann Ihnen der Besuch eines unserer Herren erwünscht ist.

Hochachtungsvoll
Neues Wiener Journal
Wien, I. Biberstraße 5
(Unterschrift)

Die Unterschrift vermeidet es taktvoll, den administrativen Ursprung des Entschlusses, die erfolgreiche Rubrik zu wiederholen, besonders hervorzuheben. Wiewohl ferner die »rein redaktionelle Textseite« und die »redaktionellen Notizen« unterstrichen sind und es also schon fast unmöglich ist, der Verlockung ~~auszuweichen~~, hat sich der Verlag der Fackel entschlossen, vorläufig von einer Insertion in der Rubrik »Wo die Frauen Wiens einkaufen« abzusehen. Infolgedessen ist auch die Mitteilung an das Neue Wiener Journal, wann mir der Besuch eines seiner Herren erwünscht ist, unterblieben. Er weiß ganz gut, daß er kommen kann, wann er will.

Ausgerechnet

an den Verlag der Fackel ist die folgende Zuschrift gelangt:

Wien, am 22. August 1924.

Verehrliche Firma!

Der durchschlagende Erfolg, den unsere Rubrik

Wo die Frauen Wiens einkaufen

in der letzten Saison erzielt hat, veranlaßt uns, dieselbe in der kommenden Saison zu wiederholen und laden wir Sie höflichst ein, sich an derselben zu beteiligen.

Die Rubrik erscheint einmal wöchentlich auf einer rein redaktionellen Textseite und wollen wir ihre Wirkung noch dadurch erhöhen, daß wir dieselbe durch redaktionelle Notizen unterstützen.

Wir bitten Sie, uns freundl. mitzuteilen, wann Ihnen der Besuch eines unserer Herren erwünscht ist.

Hochachtungsvoll

Neues Wiener Journal

Wien, I. Biberstraße 5

Die Unterschrift vermeidet es taktvoll, den administrativen Ursprung des ~~Entschlusses~~, die erfolgreiche Rubrik zu wiederholen, besonders hervorzuheben. Wiewohl ferner die »rein redaktionelle Textseite« und die »redaktionellen Notizen« unterstrichen sind und es also schon fast unmöglich ist, der Verlockung zu widerstehen, hat sich der Verlag der Fackel doch entschlossen, vorläufig von einer Insertion in der Rubrik »Wo die Frauen Wiens einkaufen« abzusehen. Infolgedessen ist auch die Mitteilung an das Neue Wiener Journal, wann mir der Besuch eines seiner Herren erwünscht ist, unterblieben. Er weiß ganz gut, daß er kommen kann, wann er will.

12

Ja was lacht mir denn da

für ein altes Notizerl entgegen?

(Das „Neue Wiener Journal" im Ausland.) Obwohl mehr als fünf Jahre seit dem Ende des Weltkrieges verstrichen sind, scheint der Postverkehr ins Ausland noch immer mangelhaft zu funktionieren. Unser Vertreter in Punta Arenas an der Magelhaens-Straße schreibt uns, daß die Nummer unseres Blattes vom 25. November v. J. erst nach mehr als zwei Monaten dort eintraf, während eine Reise dorthin kaum fünf Wochen in Anspruch nimmt. Wir benutzen die Gelegenheit, die Postbehörden darauf aufmerksam zu machen, daß auch über die Post nach den angrenzenden Staaten, wie zum Beispiel Italien, immer wieder Klagen erfolgen. Generaldirektor Hoheisl, dessen glänzendes Organisationstalent bekannt ist, sieht sich hier vor eine große Aufgabe gestellt, um Ordnung zu schaffen. Wir stehen mit Detailmaterial gern zur Verfügung.

Der müßte rein ein Scherenschleifer sein, um der Beschwerde des Korrespondenten des Neuen Wiener Journals abzuhelfen. Und selbst an der Magelhaens-Straße sitzt einer? Was macht der den ganzen Tag, wenn er nicht auf das Blatt wartet, das für den Katzensprung einer Reise von fünf Wochen zwei Monate braucht. Ein Leben muß das sein! Lippowitz sollte sich entschließen, ihn abzuberufen. Das Wichtigste, was sich an der Magelhaens-Straße ereignet, wird sich zur Not auch von der Bibergasse korrespondieren lassen.

Alte Musik, neue Erkenntnisse

im Berliner Tagblatt:

Schule der Weisheit. Unser Sonderkorrespondent meldet uns aus Darmstadt:

— — Der Zusammenhang der Vorträge liegt in der »orchestrierten Behandlung eines Grundthemas«. Das Grundthema der diesjährigen Tagung heißt: Werden und Vergehen. — Keyserlings Einleitungsvortrag war ein Präludium. — — Musik und Leben kann man nicht aus dem Zeitstrom herausstellen. — — Alles Leben ist ein Wachstums-, ein Verbrennungs- und ein Ernährungsprozeß, ein ewiges Werden und Vergehen. Alle Musik ist ein An- und Abschwellen, eine Systole und Diastole. Aber ebenso, wie im Leben hinter dem Werden und Vergehen der Sinn liegt, der alles, was sinnlos ist, in sich hineinzieht, so liegt hinter dem sinnlosen Ton-Gewoge die Melodie, die alles was Geräusch ist, in sich hineinzieht.

Hans Driesch' Vortrag über »Organische Entwicklung« war gewissermaßen die biologische Parallele zu Keyserlings Einleitungsvortrag. Driesch demonstrierte an schematischen Zeichnungen der Entstehung eines Seeigeleies seine Entwicklung vom Mechanismus zum Vitalismus. — — Das letzte, zu dem Driesch gelangt, ist die Ganzheit, die ebenso jenseits vom Werden und Vergehen liegt wie Keyserlings »Sinn«.

Hans v. Hattingbergs Vortrag »Zwischen Leben und Tod« war eine energische Untersuchung der Spannung zwischen Trieb und Verstand. Die Verabsolutierung des Triebes ist der Tod, weil die geistige Produktivität diesem vegetierenden Leben fehlt. Die Verabsolutierung des Bewußtseins ist der Tod, weil diese Abschnürung vom Triebleben Isolierung und Weltangst und Selbstzerstörungssucht der menschlichen Seele bedingt.

Über den Sinn der Veranstaltung wie über den Wert der einzelnen Vorträge kann erst nach Schluß der Tagung gesprochen werden.

Als Krotoschiner II und Katzenellenbogen es am Strand Sylt lasen, verwunderten sie sich darob. Seligsohn I interessierte sich für die Verabsolutierung des Triebes. Alle folgten mit Spannung der Entstehung des Seeigeleies, hatten aber Schwierigkeit, dieses Wort zu lesen. Über den Sinn der Veranstaltung/ Keyserlings »Sinn«, der alles was sinnlos ist, in sich hineinzieht, wollten sie erst nach Schluß der Tagung sprechen, also wenn der Moment da ist, wo sie mit Recht sagen können: die schönen Tage von Arankchuetz sind nun zu Ende.

Alte Musik, neue Erkenntnisse

Im Berliner Tageblatt:

Schule der Weisheit. Unser Sonderkorrespondent meldet uns aus Darmstadt:

— — Der Zusammenhang der Vorträge liegt in der »orchestrierten Behandlung eines Grundthemas«. Das Grundthema der diesjährigen Tagung heißt: Werden und Vergehen. — Keyserlings Einleitungsvortrag war ein Präludium. — — Musik und Leben kann man nicht aus dem Zeitstrom herausstellen. — — Alles Leben ist ein Wachstums-, ein Verbrennungs- und ein Ernährungsprozeß, ein ewiges Werden und Vergehen. Alle Musik ist ein An- und Abschwellen, eine Systole und Diastole. Aber ebenso, wie im Leben hinter dem Werden und Vergehen der Sinn liegt, der alles, was sinnlos ist, in sich hineinzieht, so liegt hinter dem sinnlosen Ton-Gewoge die Melodie, die alles was Geräusch ist, in sich hineinzieht.

Hans Driesch' Vortrag über »Organische Entwicklung« war gewissermaßen die biologische Parallele zu Keyserlings Einleitungsvortrag. Driesch demonstrierte an schematischen Zeichnungen der Entstehung eines Seeigeleies seine Entwicklung vom Mechanismus zum Vitalismus. — — Das letzte, zu dem Driesch gelangt, ist die Ganzheit, die ebenso jenseits vom Werden und Vergehen liegt wie Keyserlings »Sinn«.

Hans v. Hattingbergs Vortrag »Zwischen Leben und Tod« war eine energische Untersuchung der Spannung zwischen Trieb und Verstand. Die Verabsolutierung des Triebes ist der Tod, weil die geistige Produktivität diesem vegetierenden Leben fehlt. Die Verabsolutierung des Bewußtseins ist der Tod, weil diese Abschnürung vom Triebleben Isolierung und Weltangst und Selbstzerstörungssucht der menschlichen Seele bedingt.

Über den Sinn der Veranstaltung wie über den Wert der einzelnen Vorträge kann erst nach Schluß der Tagung gesprochen werden.

Als Krotoschiner II und Katzenellenbogen es am Strand von Sylt lasen, verwunderten sie sich darob. Seligsohn I interessierte sich für die Verabsolutierung des Triebes. Alle folgten mit Spannung der Entstehung des Seeigeleies, hatten aber Schwierigkeit, dieses Wort zu lesen. Über den Sinn der Veranstaltung wie über Keyserlings Sinn, der alles was sinnlos ist, in sich hineinzieht, wollten sie erst nach Schluß der Tagung sprechen, also wenn der Moment ist, wo sie mit Recht sagen können: Die schönen Tage von Arankchuetz sind nun zu Ende.

Ein Spaßvogel

erster Güte ist doch dieser Bernard Shaw. Da flattert so jeden Monat ein Mot von ihm über den Kontinent, über das sich schon England gebogen hat, und wenn man die Leute fragt, warum sie eigentlich lachen, so wissen sie ~~höchstens~~ zu antworten, Bernard Shaw habe einen Witz gemacht. Manchmal schlägt er Pirouetten auf der Straße, daß sich die Konstabler kugeln, aber immer ~~solch~~ des Geistes und da kugelt sich die Welt, die noch leichter mitzureißen ist als ein Konstabler. Da mir ein unbeeinflußbares Vorurteil zu eigen ist, befasse ich mich nicht so sehr mit der ~~Theaterproduktion~~ des Herrn Shaw als mit den ~~Mots~~, die von ihm im Umlauf sind, und mit den Manifesten, die er von Zeit zu Zeit ~~an~~ Mitteleuropa schickt, wenn er sich darüber zu beklagen hat, daß er für seine Witze schlechtes Geld bekommt, und die skeptische Miene, die er vor allem heroischen Geschehen in der Welt- und Geistesgeschichte, ~~jetzt~~ selbst vor Shakespeare aufsetzt, Herrn Shaw gegenüber und der ihm huldigenden europäischen Geistigkeit zu tragen, wird schon kein Sakrileg sein. Und wann wäre es denn ein Beweis gegen den diagnostischen Blick, daß er mit einem Blutstropfen vorlieb nahm, um die Krankheit festzustellen? Man gönne mir meine Vorurteile und man gönne sie ~~noch mehr~~ den von ihnen Betroffenen, für die sie ein wahrer Segen sind. Denn wenn ich alles das erst kennen lernte, was ich nicht mag, wie würde es damit ihnen ausschauen! Für den besten Witz den Herr Shaw in seinem ganzen Leben gemacht hat, halte ich den Trebitsch. Da steckt viel eigene Erfindung drin. Ich bin gewiß ein passionierter Niederreißer, aber doch ein armer Teufel in diesem Beruf gegen einen Satiriker, der den Siegfried Trebitsch aufgebaut hat. Er hat kürzlich einen Brief an Herrn Reinhardt drucken lassen, worin nebst diesem nur Johann Sebastian Bach und Trebitsch als deutsches Kulturgut anerkannt waren, und als sich der Berliner Korrespondent über die schlechte Übersetzung der »Johanna« durch Herrn Trebitsch beschwerte, da schrieb er dem Londoner Blatt eine Rehabilitierung des Herrn Trebitsch, die er nicht versäumte auch dem Berliner Tageblatt zu übermitteln, welches bereit war, sie um ihrer humorvollen Fassung willen weiterzugeben. Die Fassung, die

und habe damit das Glück einer Ehe erhalten.« Hoch klingt das Lied vom braven Mann. Und hätte er nicht nach einigen Jahren einem Reporter die Auskunft erteilt, wir hätten nie erfahren, wie diskret ein Arzt von der Freiwilligen Rettungsgesellschaft sein kann. Der Gatte ging damals beruhigt nachhause, machte dem Gerede der Nachbarsleute durch Berufung auf das Berufsgeheimnis ein Ende, und die letzten Zuckungen der Eifersucht beschwichtigte die Gattin selbst mit dem plausiblen Einwand, daß das Erscheinen der Rettungsgesellschaft ein Tratsch der Nachbarn sei und die Diskretion der Ärzte ein Beweis für das Nichterscheinen. So lebten die Eheleute in Frieden dahin, bis eines Tages im ‚Neuen Wiener Journal' die Erinnerung des Herrn Charas an jenes Abenteuer zu lesen war, bei dem die Charitas der Venus aus der Patsche half. Namen waren — bis auf den des Retters — nicht genannt. Aber da die Nachbarsleute noch leben und auf das ‚Neue Wiener Journal' abonniert sind, so machten sie den Ehemann auf den interessanten Artikel aufmerksam und fragten ihn, ob der Fall nicht eine gewisse Ähnlichkeit mit jenem von damals habe, als das ärztliche Berufsgeheimnis sie beinahe um den Ruf gebracht hätte, wahrheitsliebende Nachbarsleute zu sein. Eine abermalige Anfrage des Ehemannes bei Herrn Charas prallte abermals an der Berufung auf das Berufsgeheimnis ab, und abermals war es gelungen, das Glück einer Ehe zu erhalten . . .

Man glaubt immer, daß es nur die Pflicht des Arztes sei, zu heilen. Der wahre Philantrop verteilt Maccaroni an die Nebenmenschen, und erhält nicht nur das Glück der Lebenden, sondern auch die Ehre der Toten. Was bliebe der ärztlichen Kunst noch zu tun übrig, wenn einer ohnehin schon tot ist? Der Arzt kann sich damit begnügen, die Rechnung einzuschicken; er kann aber auch noch ein übriges tun, nämlich die Ehre des Verstorbenen retten. Eines sich, daß er einen günstigen Artikel haben soll, und schickt es gerne . . . .

Halt, da ist Finot, der Chef meines Blattes; er plaudert mit einem talentvollen jungen Mann, Félicien Vernou, einem kleinen Schlingel, der so gefährlich ist wie eine geheime Krankheit.« »Nun«, sagte Finot, der mit Vernou auf Lousteau zutrat, »du hast eine Premiere. Ich habe über die Loge verfügt.« »Du hast sie Braulard verkauft?« »Was macht's? Du bekommst schon einen Platz. Was willst du von Dauriat? Ach, daß ich's nicht vergesse! Es ist abgemacht, daß wir Paul de Kock stark loben, Dauriat hat zweihundert Exemplare genommen, und Victor Ducange lehnt ab, einen Roman für ihn zu schreiben. Dauriat sagt, er will einen neuen Autor im selben Genre kreieren. Du wirst Paul de Kock über Ducange stellen.« »Aber ich habe mit Ducange zusammen ein Stück an der Gaieté«, sagte Lousteau. »Was macht's? Du sagst ihm, der Artikel sei von mir, und er sei ganz wild gewesen, du aber hättest ihn gemildert, dann ist er dir Dank schuldig.« . . .

»Was uns unser Leben kostet, der Gegenstand, der in langen Nächten der Arbeit unser Hirn müde gemacht hat, all dieses Wandern im Land der Gedanken, das ganze Ergebnis unserer Arbeit, die Schöpfung, der wir Geist und Blut gegeben haben, wird für die Verleger ein gutes oder schlechtes Geschäft. Die Buchhändler verkaufen ihr Buch oder verkaufen es nicht. Das ist für sie das ganze Problem. Ein Buch stellt ihnen riskiertes Kapital vor. Je schöner das Buch ist, um so weniger Aussichten hat es, verkauft zu werden. Jeder hervorragende Mann erhebt sich über die Massen, sein Erfolg steht also im geraden Verhältnis zu der Zeit, die nötig ist, um das Werk zur Geltung zu bringen. Kein Buchhändler will warten, das Buch von heute muß morgen verkauft werden. Auf Grund dieses Systems lehnen die Verleger die gewichtigen Bücher ab, die der

man bei der Lektüre nicht verliert, ist gleichfalls nicht ohne Humor. Man erinnert sich noch der ~~Nachweise für das Deutsch, in dem~~ Herr Trebitsch die ersten Stücke des Herrn Shaw ~~importiert hat,~~ und es wurde damals die Beobachtung gemacht, daß viel Lustigkeit zum englischen Original dazu gekommen ~~ist~~, was ja die Treue des Autors für den Übersetzer hinlänglich rechtfertigen könnte. Ich selbst kann über diese Angelegenheit wieder einmal nicht urteilen, da ich ~~nicht~~ englisch verstehe ~~und bloß weiß, daß~~ Herr Trebitsch ~~nicht~~ deutsch kann. ~~Davon verstehe ich etwas und weiß es ganz sicher, weil ich manches von seiner~~ deutschen Produktion die Herr Shaw einmal ins Englische zu übersetzen versuchen sollte ~~kennen gelernt habe~~ Herr Shaw wehrt nun die Vorwürfe des Korrespondenten, daß Herrn Trebitschs Muttersprache nicht deutsch sei und daß er ein schlechtes Deutsch schreibe, mit dem entschieden humoristischen Argument ab, Herr Trebitsch sei in Wien geboren worden und seine Sprache »die Sprache Grillparzers und Raimunds, Schnitzlers und Hofmannsthals«. Von den anderen ~~Herren~~ will ich ja nichts sagen, aber merkwürdig, daß mir bei meiner Befassung mit Raimund nie aufgefallen ist, daß er die Sprache Trebitschs ~~gesprochen~~ hat. Wenn ich Trebitsch las, habe ich zwar vielleicht an das Raimundtheater gedacht, aber selbst wenn ich an dieses dachte, ist mir noch ~~immer nicht~~ der Gedanke an Raimund gekommen. Nun meint Herr Shaw, Trebitschs Werke seien schon bevor er ihn zu übersetzen begann, »in Deutschland in vielen Auflagen verbreitet« gewesen. Das wäre, wenn es wahr ist, weniger ein Beweis für Trebitsch als für das schechte Deutschland. »Wahrscheinlich hat mein Stil ihn demoralisiert«, scherzt Herr Shaw. ~~Aber~~ er wisse, daß jener »seither zwei Literaturpreise für seine eigenen Leistungen bekommen hat«. Herr Shaw ist Satiriker; wenngleich einer, der nicht spürt, wie sehr er es auch mit der Hinausstellung einer Tatsache ist. ~~Um~~ zu wissen, wie Buchrezensionen und Literaturpreise zustandekommen, ~~braucht er~~ nicht ~~erst~~ den rührigen Fischer und ~~Herrn~~ Gregori zu fragen, der ein Spezialist des Bauernfeldpreises ist. Offenbar ist in dieser literarischen Welt, in der Herr Shaw ~~der~~ Satiriker ~~ist~~, alles in bester Ordnung und ich habe nur darum noch kein Buch-

und habe damit das Glück einer Ehe erhalten.« Hoch klingt das Lied vom braven Mann. Und hätte er nicht nach einigen Jahren einem Reporter die Auskunft erteilt, wir hätten nie erfahren, wie diskret ein Arzt von der Freiwilligen Rettungsgesellschaft sein kann. Der Gatte ging damals beruhigt nachhause, machte dem Gerede der Nachbarsleute durch Berufung auf das Berufsgeheimnis ein Ende, und die letzten Zuckungen der Eifersucht beschwichtigte die Gattin selbst mit dem plausiblen Einwand, daß das Erscheinen der Rettungsgesellschaft ein Tratsch der Nachbarn sei und die Diskretion der Ärzte ein Beweis für das Nichterscheinen. So lebten die Eheleute in Frieden dahin, bis eines Tages im ‚Neuen Wiener Journal' die Erinnerung des Herrn Charas an jenes Abenteuer zu lesen war, bei dem die Charitas der Venus aus der Patsche half. Namen waren — bis auf den des Retters — nicht genannt. Aber da die Nachbarsleute noch leben und auf das ‚Neue Wiener Journal' abonniert sind, so machten sie den Ehemann auf den interessanten Artikel aufmerksam und fragten ihn, ob der Fall nicht eine gewisse Ähnlichkeit mit jenem von damals habe, als das ärztliche Berufsgeheimnis sie beinahe um den Ruf gebracht hätte, wahrheitsliebende Nachbarsleute zu sein. Eine abermalige Anfrage des Ehemannes bei Herrn Charas prallte abermals an der Berufung auf das Berufsgeheimnis ab, und abermals war es gelungen, das Glück einer Ehe zu erhalten . . .

Man glaubt immer, daß es nur die Pflicht des Arztes sei, zu heilen. Der wahre Philantrop verteilt Maccaroni an die Nebenmenschen, und erhält nicht nur das Glück der Lebenden, sondern auch die Ehre der Toten. Was bliebe der ärztlichen Kunst noch zu tun übrig, wenn einer ohnehin schon tot ist? Der Arzt kann sich damit begnügen, die Rechnung einzuschicken; er kann aber auch noch ein übriges tun, nämlich die Ehre des Verstorbenen retten. Eines

sich, daß er einen günstigen Artikel haben soll, und schickt es gerne . . . .

Halt, da ist Finot, der Chef meines Blattes; er plaudert mit einem talentvollen jungen Mann, Félicien Vernou, einem kleinen Schlingel, der so gefährlich ist wie eine geheime Krankheit.« »Nun«, sagte Finot, der mit Vernou auf Lousteau zutrat, »du hast eine Premiere. Ich habe über die Loge verfügt.« »Du hast sie Braulard verkauft?« »Was macht's? Du bekommst schon einen Platz. Was willst du von Dauriat? Ach, daß ich's nicht vergesse! Es ist abgemacht, daß wir Paul de Kock stark loben, Dauriat hat zweihundert Exemplare genommen, und Victor Ducange lehnt ab, einen Roman für ihn zu schreiben. Dauriat sagt, er will einen neuen Autor im selben Genre kreieren. Du wirst Paul de Kock über Ducange stellen.« »Aber ich habe mit Ducange zusammen ein Stück an der Gaieté«, sagte Lousteau. »Was macht's? Du sagst ihm, der Artikel sei von mir, und er sei ganz wild gewesen, du aber hättest ihn gemildert, dann ist er dir Dank schuldig.« . . .

»Was uns unser Leben kostet, der Gegenstand, der in langen Nächten der Arbeit unser Hirn müde gemacht hat, all dieses Wandern im Land der Gedanken, das ganze Ergebnis unserer Arbeit, die Schöpfung, der wir Geist und Blut gegeben haben, wird für die Verleger ein gutes oder schlechtes Geschäft. Die Buchhändler verkaufen ihr Buch oder verkaufen es nicht. Das ist für sie das ganze Problem. Ein Buch stellt ihnen riskiertes Kapital vor. Je schöner das Buch ist, um so weniger Aussichten hat es, verkauft zu werden. Jeder hervorragende Mann erhebt sich über die Massen, sein Erfolg steht also im geraden Verhältnis zu der Zeit, die nötig ist, um das Werk zur Geltung zu bringen. Kein Buchhändler will warten, das Buch von heute muß morgen verkauft werden. Auf Grund dieses Systems lehnen die Verleger die gewichtigen Bücher ab, die der

feuilleton in der Neuen Freien Presse ~~erhalten~~, weil ich ein schlechteres Deutsch schreibe als Herr Trebitsch. Zu diesem will Herr Shaw, so erklärt er, »alles in allem« halten, obwohl ~~seine~~ Nationalität als ungarisch oder polnisch »und vielleicht sogar bisweilen als chinesisch angegeben wird«. Ist das nicht überaus humorvoll? Er führt »diese wilden Gerüchte«, die »die Schattenseiten des Ruhms« seien, auf die ~~Intriguen~~ der anderen Übersetzer zurück, die behaupten, besser übersetzen zu können; es seien »enttäuschte Rivalen«. Herr Shaw hat offenbar gar nicht den Wunsch, es mit ihnen zu versuchen, weil er ~~eben~~ von Trebitsch überzeugt ist. Der Korrespondent habe »von einem dieser Enttäuschten sich hinters Licht führen lassen« und er verzeihe ihm deshalb.

Aber da die Tatsache, daß Herr Trebitsch ein bekannter Wiener Schriftsteller ist, in Deutschland ebenso bekannt ist, wie man in England weiß, daß Thomas Hardy kein Hindu ist, hätte er die Wahrheit seiner Information festst llen müssen, bevor er sie im »Observer« veröffentlichte. Der nächste Schutzmann hätte es ihm sagen können.

Herr Shaw kann endlich ~~übersetzen~~ lassen, was er will. Aber gar so viel Federlesens brauchte er deshalb mit Herrn Trebitsch nicht zu machen. Die Information, die er selbst hat, nämlich die, daß Herr Trebitsch als bekannter Wiener Schriftsteller in Deutschland bekannt ~~ist~~, dürfte von Herrn Trebitsch, dem die Tatsache bekannt ist, herrühren. Ob es auch der nächste Schutzmann in Berlin weiß, möchte ich bezweifeln. Nicht einmal ein Wiener Polizeimann dürfte da verläßliche Auskunft geben. Gewiß sind die Übersetzungen des Herrn Trebitsch ein Literaturkapitel, das um seiner humorvollen Fassung willen in linguistischen Fachkreisen geschätzt wird. Aber die Schutzleute intervenieren nur bei Straßenübersetzungen, nicht wenn man sie gegen schlechtes Deutsch zuhilfe ruft. Das ist nicht so wie bei den Londoner Konstablers, die mittun, wenn ein Satiriker ~~Propheten schlägt~~, gleich einer genügsamen Welt, die sich ~~dann~~ kugelt.

und habe damit das Glück einer Ehe erhalten.« Hoch klingt das Lied vom braven Mann. Und hätte er nicht nach einigen Jahren einem Reporter die Auskunft erteilt, wir hätten nie erfahren, wie diskret ein Arzt von der Freiwilligen Rettungsgesellschaft sein kann. Der Gatte ging damals beruhigt nachhause, machte dem Gerede der Nachbarsleute durch Berufung auf das Berufsgeheimnis ein Ende, und die letzten Zuckungen der Eifersucht beschwichtigte die Gattin selbst mit dem plausiblen Einwand, daß das Erscheinen der Rettungsgesellschaft ein Tratsch der Nachbarn sei und die Diskretion der Ärzte ein Beweis für das Nichterscheinen. So lebten die Eheleute in Frieden dahin, bis eines Tages im ‚Neuen Wiener Journal' die Erinnerung des Herrn Charas an jenes Abenteuer zu lesen war, bei dem die Charitas der Venus aus der Patsche half. Namen waren — bis auf den des Retters — nicht genannt. Aber da die Nachbarsleute noch leben und auf das ‚Neue Wiener Journal' abonniert sind, so machten sie den Ehemann auf den interessanten Artikel aufmerksam und fragten ihn, ob der Fall nicht eine gewisse Ähnlichkeit mit jenem von damals habe, als das ärztliche Berufsgeheimnis sie beinahe um den Ruf gebracht hätte, wahrheitsliebende Nachbarsleute zu sein. Eine abermalige Anfrage des Ehemannes bei Herrn Charas prallte abermals an der Berufung auf das Berufsgeheimnis ab, und abermals war es gelungen, das Glück einer Ehe zu erhalten . . .

Man glaubt immer, daß es nur die Pflicht des Arztes sei, zu heilen. Der wahre Philantrop verteilt Maccaroni an die Nebenmenschen, und erhält nicht nur das Glück der Lebenden, sondern auch die Ehre der Toten. Was bliebe der ärztlichen Kunst noch zu tun übrig, wenn einer ohnehin schon tot ist? Der Arzt kann sich damit begnügen, die Rechnung einzuschicken; er kann aber auch noch ein übriges tun, nämlich die Ehre des Verstorbenen retten. Eines

sich, daß er einen günstigen Artikel haben soll, und schickt es gerne . . . .

Halt, da ist Finot, der Chef meines Blattes; er plaudert mit einem talentvollen jungen Mann, Félicien Vernou, einem kleinen Schlingel, der so gefährlich ist wie eine geheime Krankheit.« »Nun«, sagte Finot, der mit Vernou auf Lousteau zutrat, »du hast eine Premiere. Ich habe über die Loge verfügt.« »Du hast sie Braulard verkauft?« »Was macht's? Du bekommst schon einen Platz. Was willst du von Dauriat? Ach, daß ich's nicht vergesse! Es ist abgemacht, daß wir Paul de Kock stark loben, Dauriat hat zweihundert Exemplare genommen, und Victor Ducange lehnt ab, einen Roman für ihn zu schreiben. Dauriat sagt, er will einen neuen Autor im selben Genre kreieren. Du wirst Paul de Kock über Ducange stellen.« »Aber ich habe mit Ducange zusammen ein Stück an der Gaieté«, sagte Lousteau. »Was macht's? Du sagst ihm, der Artikel sei von mir, und er sei ganz wild gewesen, du aber hättest ihn gemildert, dann ist er dir Dank schuldig.« . . .

»Was uns unser Leben kostet, der Gegenstand, der in langen Nächten der Arbeit unser Hirn müde gemacht hat, all dieses Wandern im Land der Gedanken, das ganze Ergebnis unserer Arbeit, die Schöpfung, der wir Geist und Blut gegeben haben, wird für die Verleger ein gutes oder schlechtes Geschäft. Die Buchhändler verkaufen ihr Buch oder verkaufen es nicht. Das ist für sie das ganze Problem. Ein Buch stellt ihnen riskiertes Kapital vor. Je schöner das Buch ist, um so weniger Aussichten hat es, verkauft zu werden. Jeder hervorragende Mann erhebt sich über die Massen, sein Erfolg steht also im geraden Verhältnis zu der Zeit, die nötig ist, um das Werk zur Geltung zu bringen. Kein Buchhändler will warten, das Buch von heute muß morgen verkauft werden. Auf Grund dieses Systems lehnen die Verleger die gewichtigen Bücher ab, die der

Eine botanische Angelegenheit

Seit etwa zwanzig Jahren besteht der Wiener Literat die Zunftprüfung durch den Beweis der Fähigkeit, Schiller von oben herab und Goethe schief anzusehen. Beide sind »olle Herren«, die man mit einer gewissen freundlichen Geringschätzung zu behandeln hat. Herrn Herwarth Walden, dem ich ehedem freundlicher entgegengekommen bin als er Schiller, mußte ich aus diesem Grunde bitten, die Zitierung meines Namens in seiner Zeitschrift zu unterlassen. Nun ist ihm mit Goethe das Folgende passiert. Er plaudert in einer Berliner Zeitung über »Charme«:

— — Und wenn ich eine Frau kennen würde, die Charme hat, und ich kenne sie, würde ich sie nicht als Beispiel der Öffentlichkeit zur Verfügung stellen. Denn es würde nicht charmant sein

oder sagen wir besser: es wäre nicht charmant (wenn er sie kennte)

aus diesem guten Beispiel böse Nachspiele zu vererben. Denn nur Recht und Gesetze pflanzen sich wie eine ew'ge Krankheit fort, trotzdem ich persönlich die Krankheit nicht für eine botanische Angelegenheit halte.

Also ein unverkennbarer Hieb gegen den ollen Herrn Goethe, trotzdem (oder sagen wir besser: obgleich) dieser kaum dafür verantwortlich gemacht werden könnte, daß Herr Walden persönlich nicht kennt. Wenn er ihn kennen würde, würde es charmant von ihm sein; wie es jetzt nicht charmant ist, Goethe einen Vorwurf daraus zu machen, daß er ihn nicht kennt. Denn Goethe ist mit Walden ganz darin überein, die Krankheit nicht für eine botanische Angelegenheit zu halten, indem er ja doch »Gesetz' und Rechte« (nicht Recht und Gesetze) sich wie sie, wie eine ew'ge Krankheit »forterben« läßt. So, und was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen.

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Kreuzungen

Die Wissenschaft hält jetzt bekanntlich so weit, Mischformen der Natur herzustellen, etwa einen Centauren aus Frosch und Maus oder aus einem Krokodil und einem Zebra und was halt so die Kreuzungen von Mensch und Tier fürs Leben brauchen. Aber auch auf dem Gebiet der Sprache sind große experimentalbiologische Erfolge zu verzeichnen, und zwar selbstredend täglich. Sehr gelungen ist zum Beispiel diese Form:

Er hat in seiner Begründung, die sich die Öffentlichkeit wohl merken und die Finanzbezirksdirektion nicht hinters Ohr stecken wird, festgestellt — —

Da hat der Forscher offenbar eine Kreuzung von »nicht hinter den Spiegel stecken« und »sich hinters Ohr schreiben« ~~bezweckt~~, da bei ihm selbst keine der beiden Methoden Erfolg hätte. Zum Unterschied von den Tierversuchen, die nach jahrelanger gewissenhafter Arbeit gelingen, stellt sich das Resultat in den redaktionellen Laboratorien nur bei äußerster Geschwindigkeit ein, die an den Umgang mit der Sprache gewendet wird, so zirka in einer Stunde: —

Fast erraten

Unmöglich kann man von deutschen Männern und insbesondere von dem Publikum, das bei der Resitant verkehrt, verlangen, daß sie wissen, wie der Konjunktiv Imperfecti von »erfahren« heißt. Wollte man sie befragen, man erführe es nie, denn es entstünde entweder verlegenes Schweigen oder eine Panik, zunächst weil sie nicht wissen, was man von ihnen haben will und was das eigentlich ist, ein Konjunktiv Imperfecti, dann aber würde sich vielleicht doch einer finden, der das weiß und ~~des Rätsels Lösung~~ erführe man. Also da ist nichts zu wollen. Wenn man aber einen Schriftleiter der »Wiener Stimmen« — und die Schrift muß sich von ihm leiten lassen, wiewohl sie doch lieber ungeleitet nachhause ~~geht~~ —, wenn man ihn nicht fragt, nicht verschüchtert, sondern ihn die Schrift leiten läßt, wie er will, so kommt das Folgende heraus: –

Man könnte am Wesen des Geldes irre werden, erführe man nicht aus der gestrigen »A.-Z.«, daß — —

Man sieht, wie gefährlich diese Dinge sind, und man könnte wirklich am Wesen der geleiteten Schrift irre werden, erführe man, wie's da zugegangen ist. Da hat einfach einer, der wußte, daß man nicht »erfahrte« sagen kann, aus »erfährt« einen Konjunktiv gemacht, sich aber nicht getraut, ein herzhaftes »erfährte« anzulegen. So ein armer Zeitungsgoi schlägt sich schlecht und recht durch die Fährlichkeiten der deutschen Grammatik, mit denen jüdischer Wagemut es leichter aufnimmt. Fast erraten hat ers. Und hätte er sich an der Stange, läße er sich von der Schrift leiten, so erräte ers ganz und gar. Fräge er, schläge es noch ~~besser~~ aus. ~~Ich aber~~ wenn ich mich an solchen Dingen nicht stöße, sie leichter erträge oder sie mir nicht auffällen, habe bei den Deutschen, unter denen ich lebe, mehr Ansehen als deutscher Schriftsteller, ~~der nur~~ ~~seine~~ Aufgabe ~~bloß darin erblickt~~ die Schrift, die andere ~~ihre~~ geleitet haben (richtig) zu stellen.

Fast erraten

Unmöglich kann man von deutschen Männern und insbesondere von dem Publikum, das bei der Resitant verkehrt, verlangen, daß sie wissen, wie der Konjunktiv Imperfecti von »erfahren« heißt. Wollte man sie befragen, man erführe es nie, denn es entstünde entweder verlegenes Schweigen oder eine Panik, zunächst weil sie nicht wissen, was man von ihnen haben will und was das eigentlich ist, ein Konjunktiv Imperfecti, dann aber würde sich vielleicht doch einer finden, der das weiß und man es erföhre. Also da ist nichts zu wollen. Wenn man aber einen Schriftleiter der ‚Wiener Stimmen' — und die Schrift muß sich von ihm leiten lassen, wiewohl sie doch lieber ungeleitet nachhause ginge —, wenn man ihn nicht fragt, nicht verschüchtert, sondern ihn die Schrift leiten läßt, wie er will, so kommt das Folgende heraus:

Man könnte am Wesen des Geldes irre werden, erfähre man nicht aus der gestrigen »A.-Z.«, daß — —

Man sieht, wie gefährlich diese Dinge sind, und man könnte ~~wirklich~~ am Wesen der geleiteten Schrift irre werden, erführe man, wie's da zugegangen ist. Da hat ~~einfach~~ einer, der wußte, daß man nicht »erfahrte« sagen kann, aus »erfährt« einen Konjunktiv gemacht, sich aber nicht getraut, ein herzhaftes »erfährte« anzulegen. So ein armer Zeitungsgoi schlägt sich schlecht und recht durch die Fährlichkeiten der deutschen Grammatik, mit denen jüdischer Wagemut es leichter aufnimmt. Fast erraten hat ers. Und hälte er sich an der Stange, läße er sich von der Schrift leiten, so erräte ers ganz und gar. Freilich, fräge er, schläge es noch glücklicher aus. Das kommt aber davon, daß diese Leute, gepültet wie sie sind, nicht schreiben können, wie ihnen der Schnabel wächst, sondern, im Sinne Nestroys, wie er ihnen wuchs. Wüchse er aber so, wie sie schreiben, so wächse er und wäre noch lieblicher anzuschaun. Die Wendung »wenn man erfahren würde« ist nicht schön, aber den Bedürfnissen der Strozzigasse schließlich angemessen. Nein, sie müssen sich in ein Gedränge einlassen, und ich habe das Nachsehn. Fürwahr, wenn ich mich an solchen Dingen nicht stöße, sie leichter erträge oder sie mir gar nicht auffällen, ich häbe bei den Deutschen, unter denen ich lebe, mehr Ansehen als deutscher Schriftsteller, dem heute bloß die Aufgabe zuerkannt ist, die Schrift, die andere geleitet haben und zwar irre, zu stellen und zwar richtig.

Fast erraten

Unmöglich kann man von deutschen Männern und insbesondere von dem Publikum, das bei der Resitant verkehrt, verlangen, daß sie wissen, wie der Konjunktiv Imperfecti von »erfahren« heißt. Wollte man sie befragen, man erführe es nie, denn es entstünde entweder verlegenes Schweigen oder eine Panik, zunächst weil sie nicht wissen, was man von ihnen haben will und was das eigentlich ist, ein Konjunktiv Imperfecti, dann aber würde sich vielleicht doch einer finden, der das weiß, und man erföhre es. Also da ist nichts zu wollen. Wenn man aber einen Schriftleiter der ‚Wiener Stimmen' — und die Schrift muß sich von ihm leiten lassen, wiewohl sie doch lieber ungeleitet nachhause ginge —, wenn man ihn nicht fragt, nicht verschüchtert, sondern ihn die Schrift leiten läßt, wie er will, so kommt das Folgende heraus:

Man könnte am Wesen des Geldes irre werden, erfähre man nicht, ~~[aus der gestrigen »A. Z.«]~~ daß — —

Man sieht, wie gefährlich diese Dinge sind, und man könnte am Wesen der geleiteten Schrift irre werden, erführe man erst, wie's da zugegangen ist. Da hat wohl einer, der wußte, daß man nicht »erfahrte« sagen kann, aus »erfährt« einen Konjunktiv gemacht, sich aber nicht getraut, ein herzhaftes »erfährte« anzulegen. So ein armer Zeitungsgoi schlägt sich schlecht und recht durch die Fährlichkeiten der deutschen Grammatik, mit denen jüdischer Wagemut es leichter aufnimmt. Fast erraten hat ers! Und hälte er sich an der Stange, läße er sich von der Schrift leiten, so erräte ers ganz und gar. Freilich, fräge er, schläge es noch glücklicher aus. Das kommt aber davon, daß diese Leute, gepültet wie sie sind, nicht schreiben können, wie ihnen der Schnabel wächst, sondern, im Sinne Nestroys, nur, wie er ihnen wuchs. Wüchse er aber so, wie sie schreiben, so wächse er und wäre noch lieblicher anzuschaun. Die Wendung »wenn man erfahren würde« ist nicht schön, aber den Bedürfnissen der Strozzigasse schließlich angemessen. Nein, sie müssen sich in ein Gedränge einlassen, und ich habe das Nachsehn. Fürwahr, wenn ich mich an solchen Dingen nicht stöße, sie leichter erträge oder sie mir gar nicht auffällen, ich häbe bei den Deutschen, unter denen ich lebe, mehr Ansehen als deutscher Schriftsteller, dem heute bloß die Aufgabe zuerkannt ist, die Schrift, die andere geleitet haben und zwar irre, zu stellen und zwar richtig.

Jung is er halt

Der Unterrichtsminister, stelle ich mir vor, ist einer, der noch mehr deutsch kann als der Gymnasialprofessor, der darin den Schüler übertreffen muß. Aber man täuscht sich oft. Genötigt, einen Aufsatz über das Thema »Musik- und Theaterfest« — was allerdings schwer ist — zu liefern, ward er, ungestüm wie er ist, in die folgende Affäre verstrickt:

— — ich verweise auf die bedeutungsvolle Aufführung von in unserer Zeit fast unbekannten Glucks Meisterballett »Don Juan« in unserer Staatsoper — —

So hineinzutreten! Hätte er den Satz vor dreißig Jahren geschrieben, er wäre nicht zum Unterrichtsminister aufgestiegen. Ohne Kopfzerbrechen ist es gewiß nicht gegangen. Da stand wohl zuerst:

— — des in unserer Zeit fast unbekannten Glucks Meisterballett — —

Unmöglich! Zurück! Dann:

— — vom in unserer Zeit fast unbekannten Meisterballett Glucks »Don Juan« — —

Zurück! Vielleicht:

— — von in unserer Zeit fast unbekanntem Glucks — —

Aber!

— — von in unserer Zeit fast unbekannten — — von Gluck — —

Setzen! Also wie denn? Ich würde für gottbehüte künftige Musik- und Theaterfeste empfehlen:

— — von Glucks in unserer Zeit fast unbekanntem/— —

oder:

— — des in unserer Zeit fast unbekannten Meisterballetts »Don Juan« von Gluck — —

Aber wenn ich Unterrichtsminister wäre und hätte schon das Malheur gehabt, so würde ich fleißig den Unterricht inspizieren gehn, weil vielleicht doch etwas hängen bleibt. Es kann ja noch alles gut werden. Eine vortreffliche Leserin erinnert mich daran, daß ich einst in einer Glosse den Einspännerkutscher, dessen Pferd in ein Schaufester einbrach, die alle Beteiligten durchaus beruhigenden und den Vorfall erledigenden Worte spechen ließ: »Jung is er halt!«

Jung is er halt!

Der Unterrichtsminister, stelle ich mir vor, ist einer, der noch mehr Deutsch kann als ein Gymnasialprofessor, der darin wieder den Schüler übertreffen muß. Aber man täuscht sich oft. Genötigt, einen Aufsatz über das Thema »Musik- und Theaterfest« — was allerdings schwer ist — zu liefern, ward er, ungestüm wie er ist, in die folgende Affäre verstrickt:

— — ich verweise auf die bedeutungsvolle Aufführung von in unserer Zeit fast unbekannten Glucks Meisterballett »Don Juan« in unserer Staatsoper — —

So hineinzutreten! Hätte er den Satz vor dreißig Jahren geschrieben, er wäre nicht zum Unterrichtsminister aufgestiegen. Ohne Kopfzerbrechen ist es gewiß nicht abgegangen. Da stand wohl zuerst:

— — des in unserer Zeit fast unbekannten Glucks Meisterballett — —

Unmöglich! Zurück! Dann:

— — vom in unserer Zeit fast unbekannten Meisterballett Glucks »Don Juan« — —

Zurück! Vielleicht:

— — von in unserer Zeit fast unbekanntem Glucks — —

Aber!

— — von in unserer Zeit fast unbekannten — — von Gluck —

Setzen! Also wie denn? Ich würde für gottbehüte künftige Musik- und Theaterfeste empfehlen:

— — von Glucks in unserer Zeit fast unbekanntem Meisterballett — —

oder:

— — des in unserer Zeit fast unbekannten Meisterballetts »Don Juan« von Gluck — —

Aber wenn ich Unterrichtsminister wäre und hätte schon das Malheur gehabt, so würde ich fleißig den Unterricht inspizieren gehn, weil vielleicht doch etwas hängen bleibt. Es kann ja noch alles gut werden. Eine vortreffliche Leserin erinnert mich daran, daß ich einst in einer Glosse den Einspännerkutscher, dessen Pferd in ein Schaufester eindrang, die alle Beteiligten durchaus beruhigenden und den Vorfall erledigenden Worte sprechen ließ: »Jung is er halt!«

Jung is er halt!

Ein Unterrichtsminister, stelle ich mir vor, ist einer, der noch mehr Deutsch kann als ein Gymnasialprofessor, der darin wieder den Schüler übertreffen muß. Aber man täuscht sich oft. Genötigt, einen Aufsatz über das Thema »Musik- und Theaterfest« — was allerdings schwer ist — zu liefern, ward er, ungestüm wie er ist, in die folgende Affäre verstrickt:

— — ich verweise auf die bedeutungsvolle Aufführung von in unserer Zeit fast unbekannten Glucks Meisterballett »Don Juan« in unserer Staatsoper — —

So hineinzutreten! Hätte er den Satz vor dreißig Jahren geschrieben, er wäre nicht zum Unterrichtsminister aufgestiegen. Ohne Kopfzerbrechen ist es gewiß nicht abgegangen. Da stand wohl zuerst:

— — des in unserer Zeit fast unbekannten Glucks Meisterballett — —

Unmöglich! Zurück! ~~Dann~~:

— — vom in unserer Zeit fast unbekannten Meisterballett Glucks »Don Juan« — —

Zurück! Vielleicht:

— — von in unserer Zeit fast unbekanntem Glucks — —

Aber!

— — von in unserer Zeit fast unbekannten — — von Gluck — Gluck — Gluck —

Setzen! Also wie denn? Ich würde für gottbehüte künftige Musik- und Theaterfeste empfehlen:

— — von Glucks in unserer Zeit fast unbekanntem Meisterballett »Don Juan« — —

oder:

— — des in unserer Zeit fast unbekannten Meisterballetts »Don Juan« von Gluck — —

Aber wenn ich Unterrichtsminister wäre und hätte schon das Malheur gehabt, so würde ich fleißig den Unterricht inspizieren gehn, weil vielleicht doch etwas hängen bleibt. Es kann ja noch alles gut werden. Eine vortreffliche Leserin erinnert mich daran, daß ich einst in einer Glosse den Einspännerkutscher, dessen Pferd in ein Schaufester eindrang, die alle Beteiligten durchaus beruhigenden und den Vorfall erledigenden Worte sprechen ließ: »Jung is er halt!«

Von den monumentalen Blamagen

Zu einer würdigen Ehrung für den heimatlichen Dichter Franz Keim gestaltete sich die Sonntag vormittag im Wertheimsteinpark in Döbling vorgenommene Enthüllung des von der Franz Keim-Gesellschaft gewidmeten und vom Bildhauer Fritz Hänlein ausgeführten Denkmals. Unter den zahlreichen Festgästen befanden sich außer der Witwe des Dichters, Frau Hermine Keim, Vertreter der Unterrichtsbehörde und der Gemeinde Wien, der Dichter Ottokar Kernstock und viele andere. Nach dem Vortrag des Chores »Unser Morgenlied«, dessen Text von Franz Keim herrührt, und nach der Niederlegung der zahlreichen Kränze überbrachte Ministerialrat Petrin die Grüße der Unterrichtsverwaltung, worauf Dr. Biberhofer das Denkmal in die Obhut der ~~der~~ Gemeinde übernahm.

Welche, wenn sie schon die Schuld auf sich lädt, den einen dichtenden Sankt Pöltener Mittelschulprofessor vor allen anderen Mittelschulprofessoren, die ganz genau ~~dieselben Verse machen~~ können, für denkmalwürdig zu halten, sich bei dieser Gelegenheit nicht einmal erinnert, daß der größte und lebendigste Wiener Geist, der satirische Klassiker der deutschen Literatur, daß Nestroy noch kein Denkmal hat, das ihm zu setzen — und überdies durch einen Zyklus von Aufführungen mit dem Gelde, das viel schlechtere Spässe gekostet haben, ihm zu setzen — das einzig würdige und wahre Musik- und Theaterfest gewesen wäre.

Von den monumentalen Blamagen

Zu einer würdigen Ehrung für den heimatlichen Dichter Franz Keim gestaltete sich der Sonntag vormittag im Wertheimsteinpark in Döbling vorgenommene Enthüllung des von der Franz Keim-Gesellschaft gewidmeten und vom Bildhauer Fritz Hänlein ausgeführten Denkmals. Unter den zahlreichen Festgästen befanden sich außer der Witwe des Dichters, Frau Hermine Keim, Vertreter der Unterrichtsbehörde und der Gemeinde Wien, der Dichter Ottokar Kernstock und viele andere. Nach dem Vortrag des Chores »Unser Morgenlied«, dessen Text von Franz Keim herrührt, und nach der Niederlegung der zahlreichen Kränze überbrachte Ministerialrat Petrin die Grüße der Unterrichtsverwaltung, worauf Dr. Biberhofer das Denkmal in die Obhut der Gemeinde übernahm.

Welche, wenn sie schon die Schuld auf sich lädt, den einen dichtenden Sankt Pöltener Mittelschulprofessor vor allen anderen Mittelschulprofessoren, die ganz genau so dichten können, für denkmalwürdig zu halten — welche sich bei dieser Gelegenheit nicht einmal erinnert, daß der größte und lebendigste Wiener Geist, der satirische Klassiker der deutschen Literatur, daß Nestroy noch kein Denkmal hat, das ihm zu setzen — und ~~überdies~~ durch einen Zyklus von Aufführungen mit dem Gelde, das viel schlechtere Spässe gekostet haben, ihm zu setzen — das einzig würdige und wahre Musik- und Theaterfest der Stadt Wien gewesen wäre.

Dieselbe

scheint jetzt zu wissen, wie sie, von der Hebung des Fremdenverkehrs abgesehen, ihre Kulturaufgabe zu erfüllen hat. Sie war durch einen Vizebürgermeister vertreten, um das Ehrengrab Hugo Wittmanns in ihre Obhut zu nehmen, und er hat anläßlich der Enthüllung des Grabdenkmales eines Mannes, dessen Wirken der gesättigste Ausdruck bürgerlichen Denkens war, zwischen dem Herausgeber der Neuen Freien Presse und dem Präsidenten der Concordia die Ehrenpflicht des sozialistischen Wien abgestattet. Peter Altenberg hat es, eindringlich darum gemahnt, das Ehrengrab nicht verweigert, aber weder bei seinem Begräbnis noch bei der Aufstellung des Grabsteins war es auch nur durch einen Gemeindediener vertreten. Freilich war auch der Präsident der Concordia am Erscheinen verhindert.

Kurz und bündig

Eindrücke zu formulieren und Erfolg oder Mißerfolg einer Premiere darzustellen, ist längst nicht mehr Sache der Kritik, die gern in Adjektiven zerflattert. Umso anerkennenswerter die Ausnahme, die einmal zu verzeichnen ist:

Geyer hat ausgesorgt.

Ein Schwachkopf

ist dieser Hermann Bahr, ~~das~~ ist ~~gar~~ nicht zum sagen. Er tagebucht in einer Polemik gegen Herrn O. A. H. Schmitz, der ~~gerade~~ auch kein Denker ist und behauptet hat, daß in Österreich ~~nur~~ die Burgtheaterbesucher einen Hauch von Weimar empfangen haben, in der Provinz aber kein ernstes Theater gepflegt werde (als ob dies heute in Wien der Fall wäre):

— — Meinen Hauch von Weimar empfing ich nicht im Burgtheater, sondern schon als Linzer Knirps im Untergymnasium — —/ Aber als ich ins Obergymnasium nach Salzburg kam, fand ich da das Theater auf derselben Höhe./Aus demselben Salzburg hat sich später Otto Brahm einen Episodisten ans Deutsche Theater geholt, der Salzburger Episodist hieß Max Reinhardt. Nein/die Wurzeln unserer hohen Theaterkultur lagen immer in der Provinz: das alte Burgtheater schöpfte dann nur den Rahm ab.

Also weil Brahm Herrn Reinhardt von Salzburg nach Berlin gebracht hat (durch meine Schuld) oder/ weil Schauspieler aus der Provinz/ans Burgtheater gekommen sind — ~~nur~~ nicht etwa, vom Burgtheater in die Provinz —, so ist evident, daß die Wurzeln unserer hohen Theaterkultur immer in der Provinz lagen und ~~daß das~~ alte Burgtheater dann ~~nur~~ den Rahm abgeschöpft hat./Damit ~~dies aber nicht so klar~~ sei ~~wie es ist~~ hätten die Burg~~theater~~schauspieler, wie es heute geschieht, vom Konservatorium direkt ans Burgtheater kommen sollen, ~~aber, da~~ ja ~~dann~~ der Verdacht bestanden hätte, daß dieses den Rahm vom Konservatorium abschöpfe,/auf der Bühne des Burgtheaters geboren werde. Wenn Laube Sonnenthal und Hartmann an deutschen Provinzbühnen ~~erkannt~~ hat, so hat er eben dann von diesen den Rahm abgeschöpft./Als ob ein Theaterdirektor etwas anderes zu tun hätte!/ Heute ist der Augenblick der Vergeltung gekommen, aber die Provinzdirektoren haben nicht die Gabe, ihn zu nützen. Sonst würden sie, die doch wissen müssen, daß die Wurzel ihrer Theaterkultur im Burgtheater liegt, von diesem endlich den Rahm abschöpfe.

Die Zauberlehrlinge

außern sich:

»— — Noch merkwürdiger erscheint das Vorgehen der Behörde, wenn man bedenkt, daß das Kurpfuscherwesen auch auf dem Gebiete der Psychoanalyse überhandzunehmen droht.

Wo denn sonst?

— — Ich habe erst kürzlich anläßlich eines Vortrages ~~über den Fall Wagg-Helmuth~~ auf die Gefahren der Analyse hingewiesen.

Mit Recht.

— — Wie immer die Einzelheiten dieses Falles sind, er hat gezeigt, daß sich der Analytiker selbst oft in sehr großen Gefahren befindet,

Ah so,

auf die ich meine Schüler wiederholt aufmerksam gemacht habe, da sich Impulshandlungen unter Umständen auch gegen den Arzt selbst richten können.

Warum nicht, wenn sich Intelligenzhandlungen gegen den Patienten richten?

— — Wie in anderen Ländern droht nun auch bei uns die Analyse zu einer förmlichen Seuche zu werden.

Wem sagen Sie das!

indem Menschen, die keinen festen eigentlichen Beruf haben, oder halbgeheilte Neurotiker plötzlich die Mission in sich fühlen, durch ihre analytische Betätigung die Menschen glücklich zu machen.

Mit einem Wort, Psychoanalytiker.

In vielen Fällen haben Leute, die sich ihnen anvertraut haben, die schwerste Schädigung ihres Organismus und ihres Seelenlebens erlitten.«

Auch ihrer Vermögensverhältnisse.

»— — Die Psychoanalyse ist geradezu zur Seuche geworden. Nicht nur in Wien, sondern in allen Kulturzentren der Welt. Zahlreiche verkrachte Existenzen drängen sich zur Analyse, weil das Publikum danach verlangt und dorthin geht, wo sie eben angeboten wird. Wir kennen ausgesprochene Verbrechernaturen, die wir analysiert haben, die wir jedoch wegen ihrer unangreifbaren Moral insanity zu keinem guten Ende führen konnten, und waren aufs Unangenehmste betroffen, als wir Annoncen dieser Leute ~~aus~~ den Tageszeitungen antrafen.«

Das ist alles buchstäblich wahr, besonders das mit der Moral insanity; ich kann ein Lied davon singen und habe den Text. Aber wie kommt das alles nun? Es wird wohl so sein wie mit dem Hauptmann von Köpenick, dem die Menschheit für die Entlarvung eines Berufs dankbar sein sollte. Die falschen Militärpatrouillen, denen der Bürger hereinfiel, haben ihn gelehrt, sich vor den echten in Acht zu nehmen. Die falsche Psychoanalyse hat ein Verdienst, das die echte nicht hat: von der Falschheit der echten zu überzeugen. Es gibt echte Psychoanalytiker, bei denen man zum mindesten nicht weiß, ob sie Arzt oder Patient sind, und es gehört zum Wesen der Krankheit und ihrer Therapie, daß die Gesunden als Patienten aus der Ordination hervorgehen und die Patienten als Ärzte. Da herrscht ewige Verwechslung und so auch zwischen echten und falschen Psychoanalytikern. Es ist ein Zauber, der Neurose wie der Montur, und die Menschheit muß eben trachten, sich gegen den Reiz zu wehren, der vom Reglement der Hemmungen ausgeht. Es ist ~~eben~~ ein Zauber, der nur Lehrlinge ~~hat~~ Die Berufe haben's in sich, ~~und~~ die falschen Psychoanalytiker ~~lassen~~ ~~es~~ so gut erkennen wie die falschen Militärs. Sie machen sich um die Menschheit verdient. Wenn die Psychoanalyse eine Seuche geworden ist, ~~worauf ja eigentlich gar zu zweifeln war~~ so ist das insofern gesund, als man sich hüten wird, Ausnahmen gelten zu lassen, ~~die~~ befugt sind, die Cholera zu haben.

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Warum verdient der Jude schneller und mehr Geld als der Christ

Das Hakenkreuzlerblatt ist meine Sonntagsfreude, ich schaue immer nach, wie's mit den Schweißfüßen geht, bin aber auch schon zufrieden, wenn ich nur sehe, wie den analogen Versfüßen geholfen wird. Zum Beispiel unter dem Titel »§ 144« ein Trutzgesang:

Einhundertvierundvierzig heißt
der Paragraph der Mutter,
an dem Begierde zerrt und reißt
und wütend, doch vergeblich, beißt . . .
Der Paragraph bleibt stehen,
mag Juda noch so krähen!

Die letzten Schranken möchten sie
dem Arier entreißen.
Doch nur gemach! Die Zeit kommt nie!
Trotz allem Schmutz- und Schweinevieh!
Eh' wird die Welt vergehen!
Der Paragraph bleibt stehen!

Für Leute, die in geiler Lust
den Zweck des Lebens sehen,
sollt' unser deutsches Volk sich stumm
entwickeln hin zum Dirnentum?
Im Sumpf zugrunde gehen?
— Der Paragraph bleibt stehen!

Heran, herbei, was deutscher Art!
Sie greifen nach der Mutter!
Gewehr bei Fuß! Wir halten Wacht!
Wir dulden diese Purimsnacht
niemals! Ihr sollt es sehen!
— Der Paragraph bleibt stehen!

Spationiert sind im Original nur »Purims«, Mutter« und »Die«, aber Vollklang hat alles. Jede Zeile ein Ramsauer. Daß der § 144, der die deutsche Frau eine »Frauensperson« nennt, die letzte Schranke des Ariers vorstellt, ist der neue Gedanke. Offenbar ist gemeint, daß die Juden, die gar nicht daran denken, im Schoße ihrer Familie Abtreibungen zu begehen, den § 144 ausschließlich zur Verhinderung des arischen Nachwuchses abschaffen wollen. Wenn er durch jüdische List fiele, so würden die Germaninnen offenbar gezwungen sein, keine Kinder zur Welt zu bringen, was Wotan verhüten möge. Nicht so klar ist der Zusammenhang der Purimsnacht mit der Agitation für die Aufhebung des § 144. Das Purimfest dient dem Gedenken der Juden an die Rettung

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

von ihrer durch Haman geplanten Vertilgung, während sie selbst doch durch die Abschaffung des § 144 die Vertilgung der Arier planen, so daß eigentlich diese, wenn ihnen dereinst mit Hilfe eines Mardochai und einer Thusnelda die Rettung gelingen sollte, ein diesbezügliches Purim feiern müßten. Wenn sie ~~die~~ Gewehr bei Fuß halten, wird ja alles gut ausgehen, bis dahin mag getrost manch ein Trutzgesang mit einem mehr gemütlichen Liedchen abwechseln, wie etwa diesem:

»Mostschädl.«
(Oberösterreichisch.)

Der mih »Mostschädl« hoaßt,
Der beleidingt nöt mi.
Weil i wirklön, wias wißts,
A Mostschädl bi(n).

Wann a Most drinnat is,
Is a dena nöt lahr . .
I tauschat mit koan',
Wo a Stroh drinnat war'.

Was aber würde der Dichter (der übrigens die rührende Gewissenhaftigkeit hat, von allen schwer verständlichen Worten gerade das »bin« durch ein eingeklammertes n zu erläutern) was würde er für ein Gedicht machen, wenn ihn einer zufällig nicht Mostschädl, sondern Strohschädl genannt hätte? Ist dies nun die oberösterreichische Tonart, so scheint die folgende Annonce:

! Arier heraus !

Zur Gründung eines neuen Unternehmens, neuzeitlich, gewinnbringend, leichte Arbeit, Kapital zirka 100 Millionen, eventuell Gründung einer Genossenschaft. Rascher Entschluß, ehe Jude vorgreift. Unter »Massenartikel 1822« an die Verw. d. Bl.

Steirers letzten Versuch darzustellen. In den Rassenbelangen charakteristisch ist wohl die Furcht, daß Jude vorgreifen könnte. Es wird ja mit jedem Tag, den Odin die Sonne scheinen läßt, klarer, daß das germanische Ideal (wie auch das christlich-germanische) eine Verdrängung der Schmutzkonkurrenz bedeutet. Bei meinem letzten Berliner Aufenthalt genoß ich in der Friedrichstraße eine Viertelstunde lang die Melodie, mit der ein unverfälscht ~~deut~~sches Zeitungsweib den ‚Fridericus' anbot: »Die neie~~st~~

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Nummaa — warum verdient der Jude schneller und mehr Jeld als der Christ« »Die neie Nummaa — warum verdient der Jude schneller und mehr Jeld als der Christ«. Nicht einen Groschen hat sie verdient, während sich daneben alles um ein Schweineblatt riß, das ~~Sensationsartikel~~ über die Killekillekammer in einer Kaschemme und über die Transvestiten im »Mikadoo« brachte, zu welcher Bezeichnung mir die ~~erklärende Formel~~ »Manndarin« einfiel. Nicht einen Groschen hat sie verdient, und als ich nach zwei Stunden wiederkam, bewegte sich noch immer ein Neidmaul, ~~das~~ zum Symbol ungestillter ~~Verlangens wurde~~: »Warum verdient der Jude schneller und mehr Jeld als der Christ«. Niemand begehrte es zu wissen, jeder nahm die Tatsache als gegeben ~~an~~ und manche fühlten mit einer ~~Sehnsucht~~, ~~die~~ sich rasch entschließen möchte, ehe Jude vorgreift, nichts anderes will als was dieser will, nämlich Geld verdienen, aber von der Natur durch jene Schranken gehindert ist, die die Juden dem Arier um alles in der Welt nicht entreißen möchten, durch jenen Stolz, der in den Worten des Dichters zum Ausdruck kommt:

Weil i wirklön, was wißts,
A Mostschädl bi(n).

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Warum vadient der Jude schneller und mehr Geld als der Christ

Das Hakenkreuzlerblatt ist meine Sonntagsfreude, ich schaue immer nach, wie's mit den Schweißfüßen geht, bin aber auch schon zufrieden, wenn ich nur sehe, wie den analogen Versfüßen geholfen wird. Zum Beispiel unter dem Titel »§ 144« ein Trutzgesang:

Einhundertvierundvierzig heißt
der Paragraph der Mutter,
an dem Begierde zerrt und reißt
und wütend, doch vergeblich, beißt . . .
Der Paragraph bleibt stehen,
mag Juda noch so krähen!

Die letzten Schranken möchten sie
dem Arier entreißen.
Doch nur gemach! Die Zeit kommt nie!
Trotz allem Schmutz- und Schweinevieh!
Eh' wird die Welt vergehen!
Der Paragraph bleibt stehen!

Für Leute, die in geiler Lust
den Zweck des Lebens sehen,
sollt' unser deutsches Volk sich stumm
entwickeln hin zum Dirnentum?
Im Sumpf zugrunde gehen?
— Der Paragraph bleibt stehen!

Heran, herbei, was deutscher Art!
Sie greifen nach der Mutter!
Gewehr bei Fuß! Wir halten Wacht!
Wir dulden diese Purimsnacht
niemals! Ihr sollt es sehen!
— Der Paragraph bleibt stehen!

Spationiert sind im Original nur »Purim«, Mutter« und »Die«, aber Vollklang hat alles. Jede Zeile ein Ramsauer. Daß der § 144, der die deutsche Frau eine »Frauensperson« nennt, die letzte Schranke des Ariers vorstellt, ist der neue Gedanke. Offenbar ist gemeint, daß die Juden, die gar nicht daran denken, im Schoße der eigenen Familie Abtreibungen zu begehen, bloß nach der ~~germanischen~~ Mutter greifen und den § 144 ausschließlich zur Verhinderung des arischen Nachwuchses abschaffen wollen. Wenn er durch jüdische List fiele, so würden die Germaninnen offenbar gezwungen sein, keine Kinder zur Welt zu bringen, was Wodan verhüten möge. Nicht so klar ist der Zusammenhang der Purimsnacht mit der Agitation für die Aufhebung des § 144. Das Purimfest dient dem Gedenken der Juden an die Rettung

von ihrer durch Haman geplanten Vertilgung, während sie selbst doch durch die Abschaffung des § 144 die Vertilgung der Arier planen, so daß eigentlich diese, wenn ihnen dereinst mit Hilfe eines Mardochai und einer Thusnelda die Rettung gelingen sollte, ein diesbezügliches Purim feiern müßten. Wenn sie Gewehr bei Fuß halten, wird ja alles gut ausgehen, bis dahin mag getrost manch ein Trutzgesang mit einem mehr gemütlichen Liedchen abwechseln, wie etwa diesem:

»Mostschädl.«
(Oberösterreichisch.)

Der mih »Mostschädl« hoaßt,
Der beleidingt nöt mi.
Weil i wirklön, wias wißts,
A Mostschädl bi(n).

Wann a Most drinnat is,
Is a dena nöt lahr . .
I tauschat mit koan',
Wo a Stroh drinnat war'.

Was aber würde der Dichter (der übrigens die rührende Gewissenhaftigkeit hat, ~~von allen schwer verständlichen Worten seiner Sprache~~ gerade das »bi(n)« durch ein eingeklammertes n zu erläutern) was würde er für ein Gedicht machen, wenn ihn einer zufällig nicht Mostschädl, sondern Strohschädl genannt hätte? Ist dies nun die oberösterreichische Tonart, so scheint die folgende Annonce:

! Arier heraus !

Zur Gründung eines neuen Unternehmens, neuzeitlich, gewinnbringend, leichte Arbeit, Kapital zirka 100 Millionen, eventuell Gründung einer Genossenschaft. Rascher Entschluß, ehe Jude vorgreift. Unter »Massenartikel 1822« an die Verw. d. Bl.

mehr Steirers letzten Versuch darzustellen. In den Rassenbelangen charakteristisch ist wohl die Furcht, daß Jude vorgreifen könnte. Es wird ja mit jedem Tag, den Odin die Sonne scheinen läßt, klarer, daß das germanische Ideal (wie auch das christlich-germanische) eine Verdrängung der jüdischen Schmutzkonkurrenz bedeutet. Bei meinem letzten Berliner Aufenthalt genoß ich in der Friedrichstraße eine Viertelstunde lang die Melodie, mit der ein unverfälscht germanisches Zeitungsweib den ‚Fridericus' anbot: »Die neieste

Nummaa — warum va dient der Jude schnellerund mehr Jeld als der Christ« »Die neieste Nummaa — warum va dient der Jude schnellerund mehr Jeld als der Christ«. Nicht einen Groschen hat sie verdient, während sich daneben alles um ein Schweineblatt riß, das Enthüllungen über die »Killekillekammer« in einer Kaschemme brachte und über die Transvestiten im »Mikadoo« (zu welcher ~~Bezeichnung~~ für ein Berliner Lokal mir die Erklärung »Aha — Manndarin!« einfiel). Nicht einen Groschen hat sie verdient, und als ich nach zwei Stunden wiederkam, bewegte sich noch immer ein Neidmaul, das zum Symbol ungestillter arischer Sehnsucht erstarrt war: »Warum va dient der Jude schnellerund mehr Jeld als der Christ«. Niemand begehrte es zu wissen, jeder nahm die Tatsache als gegeben hin und manche fühlten mit einem Drang, der sich rasch entschließen möchte, ehe Jude vorgreift, nichts anderes will als was dieser will, nämlich Geld verdienen, aber von der Natur durch jene Schranke gehindert ist, die die Juden dem Arier um alles in der Welt nicht entreißen möchten, durch jenen Stolz, der in den Worten des Dichters zum Ausdruck kommt:

Weil i wirklön, wias wißts,
A Mostschädl bi(n).

Nummaa — warum va dient der Jude schnellerund mehr Jeld als der Christ« »Die neieste Nummaa — warum va dient der Jude schnellerund mehr Jeld als der Christ«. Nicht einen Groschen hat sie verdient, während sich daneben alles um ein Schweineblatt riß, das Enthüllungen über ~~die~~ »Killekillekammer« ~~in einer Kaschemme~~ brachte und über die Transvestiten im »Mikadoo« (zu welchem Namen für ein Berliner Lokal mir die Erklärung »Aha — Manndarin!« einfiel). Nicht einen Groschen hat sie verdient, und als ich nach zwei Stunden wiederkam, bewegte sich noch immer ein Neidmaul, das zum Symbol ungestillter arischer Sehnsucht erstarrt war: »Warum va dient der Jude schnellerund mehr Jeld als der Christ«. Niemand begehrte es zu wissen, jeder nahm die Tatsache als gegeben hin und manche ~~fühlten mit einem~~ Drang, der sich rasch entschließen möchte, ehe Jude vorgreift, nichts anderes will als was dieser will, nämlich Geld verdienen, aber von der Natur durch jene Schranke gehindert ist, die die Juden dem Arier um alles in der Welt nicht entreißen möchten, durch jenen Stolz, der in den Worten des Dichters zum Ausdruck kommt:

Weil i wirklön, wias wißts,
A Mostschädl bi(n).

Warum vadient der Jude schneller und mehr Jeld als der Christ

Das Hakenkreuzlerblatt ist meine Sonntagsfreude, ich schaue immer nach, wie's mit den Schweißfüßen geht, bin aber auch schon zufrieden, wenn ich nur sehe, wie den analogen Versfüßen geholfen wird. Zum Beispiel unter dem Titel »§ 144« ein Trutzgesang:

Einhundertvierundvierzig heißt
der Paragraph der Mutter,
an dem Begierde zerrt und reißt
und wütend, doch vergeblich, beißt . . .
Der Paragraph bleibt stehen,
mag Juda noch so krähen!

Die letzten Schranken möchten sie
dem Arier entreißen.
Doch nur gemach! Die Zeit kommt nie!
Trotz allem Schmutz- und Schweinevieh!
Eh' wird die Welt vergehen!
Der Paragraph bleibt stehen!

Für Leute, die in geiler Lust
den Zweck des Lebens sehen,
sollt' unser deutsches Volk sich stumm
entwickeln hin zum Dirnentum?
Im Sumpf zugrunde gehen?
— Der Paragraph bleibt stehen!

Heran, herbei, was deutscher Art!
Sie greifen nach der Mutter!
Gewehr bei Fuß! Wir halten Wacht!
Wir dulden diese Purimsnacht
niemals! Ihr sollt es sehen!
— Der Paragraph bleibt stehen!

Spationiert sind im Original nur »Purim«, Mutter« und »Die«, aber Vollklang hat alles. Jede Zeile ein Ramsauer. Daß der § 144, der die deutsche Frau eine »Frauensperson« nennt, die letzte Schranke des Ariers vorstellt, ist der neue Gedanke. Offenbar ist gemeint, daß die Juden, die gar nicht daran denken, im Schoße der eigenen Familie Abtreibungen zu begehen, bloß nach der arischen Mutter greifen und den § 144 ausschließlich zur Verhinderung des bodenständigen Nachwuchses abschaffen wollen. Wenn er durch jüdische List fiele, so würden die Germaninnen offenbar gezwungen sein, keine Kinder zur Welt zu bringen, was Wodan verhüten möge. Nicht so klar ist der Zusammenhang der Purimsnacht mit der Agitation für die Aufhebung des § 144. Das Purimfest dient dem Gedenken der Juden an die Rettung

2

von ihrer durch Haman geplanten Vertilgung, während sie selbst doch durch die Abschaffung des § 144 die Vertilgung der Arier planen, so daß eigentlich diese, wenn ihnen dereinst mit Hilfe eines Mardochai und einer Thusnelda die Rettung gelingen sollte, ein diesbezügliches Purim feiern müßten. Wenn sie Gewehr bei Fuß halten, wird ja alles gut ausgehen, bis dahin mag getrost manch ein Trutzgesang mit einem mehr gemütlichen Liedchen abwechseln, wie etwa diesem:

»Mostschädl.«
(Oberösterreichisch.)

Der mih »Mostschädl« hoaßt,
Der beleidingt nöt mi.
Weil i wirklön, wias wißts,
A Mostschädl bi(n).

Wann a Most drinnat is,
Is a dena nöt lahr . .
I tauschat mit koan',
Wo a Stroh drinnat war'.

Was aber würde der Dichter (der übrigens die rührende Gewissenhaftigkeit hat, gerade das »bi« durch ein eingeklammertes n zu erläutern) was würde er für ein Gedicht machen, wenn ihn einer zufällig nicht Mostschädl, sondern Strohschädl genannt hätte? Ist dies nun die oberösterreichische Tonart, so scheint die folgende Annonce:

! Arier heraus !

Zur Gründung eines neuen Unternehmens, neuzeitlich, gewinnbringend, leichte Arbeit, Kapital zirka 100 Millionen, eventuell Gründung einer Genossenschaft. Rascher Entschluß, ehe Jude vorgreift. Unter »Massenartikel 1822« an die Verw. d. Bl.

mehr Steirers letzten Versuch darzustellen. In den Rassenbelangen charakteristisch ist wohl die Furcht, daß Jude vorgreifen könnte. Es wird ja mit jedem Tag, den Odin die Sonne scheinen läßt, klarer, daß das germanische Ideal (wie auch das christlich-germanische) eine Verdrängung der jüdischen Schmutzkonkurrenz bedeutet. Bei meinem letzten Berliner Aufenthalt genoß ich in der Friedrichstraße eine Viertelstunde lang die Melodie, mit der ein unverfälscht germanisches Zeitungsweib den ‚Friderícus' anbot: »Die neueste

Nummaa — warum va dient der Jude schnellerund mehr Jeld als der Christ« »Die neieste Nummaa — warum va dient der Jude schnellerund mehr Jeld als der Christ«. Nicht einen Groschen hat sie verdient, während sich daneben alles um ein Schweineblatt riß, das Enthüllungen über eine »Killekillekammer« brachte und über die Transvestiten im »Mikadoo« (zu welchem Namen für ein Berliner Lokal mir die Erklärung »Aha — Mandarin!« einfiel). Nicht einen Groschen hat sie verdient, und als ich nach zwei Stunden wiederkam, bewegte sich noch immer ein Neidmaul, das zum Symbol ungestillter arischer Sehnsucht erstarrt war: »Warum va dient der Jude schnellerund mehr Jeld als der Christ«. Niemand begehrte es zu wissen, jeder nahm die Tatsache als gegeben hin und manche erkannten mitfühlend den Drang, der sich rasch entschließen möchte, ehe Jude vorgreift, nichts anderes will als was dieser will, nämlich Geld verdienen, aber von der Natur durch jene Schranke gehindert ist, die die Juden dem Arier um alles in der Welt nicht entreißen möchten, durch ~~jenen~~ Stolz, der in den Worten des Dichters zum Ausdruck kommt:

Weil i wirklön, wias wißts,
A Mostschädl bi(n).

Warum vadient der Jude schneller und mehr Jeld als der Christ

Die Hakenkreuzlerzeitung ist meine Sonntagsfreude, ich schaue immer nach, wie's mit den Schweißfüßen geht, bin aber auch schon zufrieden, wenn ich nur sehe, wie den analogen Versfüßen geholfen wird. ~~Zum Beispiel~~ unter dem Titel »§ 144« ~~ein~~ Trutzgesang:

Einhundertvierundvierzig heißt
der Paragraph der Mutter,
an dem Begierde zerrt und reißt
und wütend, doch vergeblich, beißt . . .
Der Paragraph bleibt stehen,
mag Juda noch so krähen!

Die letzten Schranken möchten sie
dem Arier entreißen.
Doch nur gemach! Die Zeit kommt nie!
Trotz allem Schmutz- und Schweinevieh!
Eh' wird die Welt vergehen!
Der Paragraph bleibt stehen!

Für Leute, die in geiler Lust
den Zweck des Lebens sehen,
sollt' unser deutsches Volk sich stumm
entwickeln hin zum Dirnentum?
Im Sumpf zugrunde gehen?
— Der Paragraph bleibt stehen!

Heran, herbei, was deutscher Art!
Sie greifen nach der Mutter!
Gewehr bei Fuß! Wir halten Wacht!
Wir dulden diese Purimsnacht
niemals! Ihr sollt es sehen!
— Der Paragraph bleibt stehen!

Spationiert sind im Original nur »Purim«, Mutter« und »Die«, aber Vollklang hat alles. Jede Zeile ein Ramsauer. Daß der § 144, der die deutsche Frau eine »Frauensperson« nennt, die letzte Schranke des Ariers vorstellt, ist der neue Gedanke. Offenbar ist gemeint, daß die Juden, die gar nicht daran denken, im Schoße der eigenen Familie Abtreibungen zu begehen, bloß nach der arischen Mutter greifen und den § 144 ausschließlich zur Verhinderung des bodenständigen Nachwuchses abschaffen wollen. Wenn er durch jüdische List fiele, so würden die Germaninnen offenbar gezwungen sein, keine Kinder zur Welt zu bringen, was Wodan verhüten möge. Nicht so klar ist der Zusammenhang der Purimsnacht mit der Agitation für die Aufhebung des § 144. Das Purimfest dient dem Gedenken der Juden an die Rettung

von ihrer durch Haman geplanten Vertilgung, während sie selbst doch durch die Abschaffung des § 144 die Vertilgung der Arier planen, so daß eigentlich diese, wenn ihnen dereinst mit Hilfe eines Mardochai und einer Thusnelda die Rettung gelingen sollte, ein diesbezügliches Purim feiern müßten. Wenn sie Gewehr bei Fuß halten, wird ja alles gut ausgehen, bis dahin mag getrost manch ein Trutzgesang mit einem mehr gemütlichen Liedchen abwechseln, wie etwa diesem:

›Mostschädl.‹
(Oberösterreichisch.)

Der mih ›Mostschädl‹ hoaßt,
Der beleidingt nöt mi.
Weil i wirklön, wias wißts,
A Mostschädl bi(n).

Wann a Most drinnat is,
Is a dena nöt lahr . .
I tauschat mit koan',
Wo a Stroh drinnat war'.

Was aber würde der Dichter (der übrigens die rührende Gewissenhaftigkeit hat, gerade das »bi« durch ein eingeklammertes n zu erläutern) was würde er für ein Gedicht machen, wenn ihn einer zufällig nicht Mostschädl, sondern Strohschädl genannt hätte? Ist dies nun die oberösterreichische Tonart, so scheint die folgende Annonce:

! Arier heraus !

Zur Gründung eines neuen Unternehmens, neuzeitlich, gewinnbringend, leichte Arbeit, Kapital zirka 100 Millionen, eventuell Gründung einer Genossenschaft. Rascher Entschluß, ehe Jude vorgreift. Unter ›Massenartikel 1822‹ an die Verw. d. Bl.

mehr Steirers letzten Versuch darzustellen. In den Rassenbelangen charakteristisch ist wohl die Furcht, daß Jude vorgreifen könnte. Es wird ja mit jedem Tag, den Odin die Sonne scheinen läßt, klarer, daß das germanische Ideal (wie auch das christlich-germanische) eine Verdrängung der jüdischen Schmutzkonkurrenz bedeutet. Bei meinem letzten Berliner Aufenthalt genoß ich in der Friedrichstraße eine Viertelstunde lang die Melodie, mit der ein unverfälscht germanisches Zeitungsweib den ‚Fridericus' anbot: »Die neieste

3

Nummaa — warumva dient der Jude schnellerund mehr Jeld als der Christ« »Die neieste Nummaa — warumva dient der Jude schnellerund mehr Jeld als der Christ«. Nicht einen Groschen hat sie verdient, während sich daneben alles um ein Schweineblatt riß, das Enthüllungen über eine »Killekillekammer« brachte und über die Transvestiten im »Mikadoo« (zu welchem Namen für ein Berliner Lokal mir die Erklärung »Aha — Mann darin!« einfiel). Nicht einen Groschen hat sie verdient, und als ich nach zwei Stunden wiederkam, bewegte sich noch immer ein Neidmaul, das zum Symbol ungestillter arischer Sehnsucht erstarrt war: »Warumva dient der Jude schnellerund mehr Jeld als der Christ«. Niemand begehrte es zu wissen, jeder nahm die Tatsache als gegeben hin und manche erkannten mitfühlend den Drang, der sich rasch entschließen möchte, ehe Jude vorgreift, nichts anderes will als was dieser will, nämlich Geld verdienen, aber von der Natur durch jene Schranke gehindert ist, die die Juden dem Arier um alles in der Welt nicht entreißen möchten, durch den Stolz, der in den Worten des Dichters zum Ausdruck kommt:

Weil i wirklön, wias wißts,
A Mostschädl bi(n).

Ausgebaut und vertieft!

Jetzt glaubte ich mich am Ziel im satirischen Wettlauf mit der Welt, die in jeder Minute einen Vorsprung gewinnt, immer überbietend, was ich längst schon zu haben wähne, so daß ichs noch lange nicht habe, immer wieder mich zwingend, auch diesen ihren Sieg zu feiern, wieder und wieder den Stein gegen mich werfend, der den Aufbau verändert, beteiligt wie ich an einem Riesenwerk der Komposition, wir beide verbunden in der Notwehr gegeneinander — da kommt auch dieses noch:

— — ~~Auch~~ bezüglich Rußlands wies Stresemann auf die dieser Tage in Moskau eingeleiteten Wirtschaftsverhandlungen hin, die als ein Ausbau des Rapallovertrages zu betrachten sind — — betonte der Minister die Notwendigkeit, das Verhältnis Deutschlands zu Österreich weiter freundschaftlich auszubauen und zu vertiefen. — — Wir hoffen, daß unsere beiderseitigen engen Beziehungen durch das im Juli in Prag unterzeichnete Wirtschaftsabkommen eine noch weitere Vertiefung erfahren werden, zumal wir uns in diesem Abkommen den weiteren Ausbau unserer Wirtschaftsbeziehungen vorbehalten und zugesagt haben.

Bewahren wir ruhig Blut. Stellen wir uns vor, daß wir es soeben vergossen haben. Daß es ein Zauber ist. Ein fauler zwar, aber doch ein Zauber. Plötzlich sagt ein Vielkerl von einem General, um seine Meinung über die Situation befragt: Immer feste druff! Demnächst kriegen wir Getreide aus der Ukraine. Wir halten noch immer durch. Das müssen wir uns vorstellen, denn anders wäre nicht durchzuhalten; anders dieser Stresemann, der uns das antut, nicht erträglich. Es ist ganz gewiß ein Zauber. Bewußtseinshandlungen bei Ministern anzunehmen, liegt keine Ursache vor. Sie pflegen sich zwar in ein Wort zu verbeißen, dessen Banalität alle Gewähr der Umläufigkeit hat. So hat sich ~~etwa~~ die »Sanierung der Seelen« ins Gehirnweichbild Wiens gefügt und es wird nicht eher Ruh sein, bis zwar nicht die Seelen saniert, aber ein Marterl im Büchmann errichtet ist. ~~Aber~~ »ausgebaut und vertieft« — diesen fürchterlichsten Völkerfluch, der fortzeugend immer sich selbst gebar und den mit der Hölle längst auch die Erde ausgekotzt hat, jetzt noch von sich zu geben, das vermag selbst ein Stresemann nur, wenn er verhext ist. Und da ist hundert gegen eins zu wetten, daß, ganz wie der Herr Shaw mit dem Pirouettenschlagen die Wachleute ansteckt, demnächst unser Mataja die Vertiefung und den Ausbau zurückgeben wird, bis wieder der Stresemann an der Tour ist. Man soll an diese Dinge nicht rühren. Es fehlt jemand im Staat, der den Regierungsleuten sagt, was sie nicht zu reden haben. Gerade bei uns, wo eine neue Regierung von der demissionierenden ernannt wird und infolgedessen die Sanierung der Seelen fortsetzt, täte eine starke Hand not. Warum kommt Herr Höheis nicht auf die Idee, mich zum Regierungsregisseur zu machen, wo ich ohnedies mit Dilettanten viel lieber arbeite als mit Routiniers. Ich würde in dem Augenblick, wo die neue Regierung gebildet ist (bis auf den Unterrichtsminister), die Arbeit anfangen und mich zunächst ausschließlich auf Pantomimen beschränken. Meine Wortregie bestände darin, daß ich ihnen alles das beibringe, was sie nicht zu reden haben, wenn sie, wie vorauszusehen, nichts zu sagen haben. Den christlichsozial gearteten ~~Ministern~~ würde ich bei der Sanierung ihrer Seele kein Hindernis in den Weg legen, aber wehe, wenn sie einer ~~im~~ Munde führte. Und bei den großdeutsch gesinnten würde ich das Hauptaugenmerk auf den Ausbau und die Vertiefung ~~lenken~~ und bei den leisesten Versuch drakonisch vorgehen. ~~Vorläufig~~ kann man für nichts garantieren. Sollte, da ich noch kein Amt, nur eine Meinung habe, während ~~diese~~ publizistische Gestalt gewinnt, das Ungeheuerliche geschehen und die herostratische Tat des Herrn Stresemann Nachahmung finden, so kann ich nur sagen, daß ich es zwar gewußt, aber nicht gewollt habe. Stellen wir uns vor, daß diese Welt im Blutzauber erstarrt, ~~versteinert~~ ist, Tauwetter eingetreten, und wir hören auf Münchhausens Radio, was es Neues gibt.

und habe damit das Glück einer Ehe erhalten.« Hoch klingt das Lied vom braven Mann. Und hätte er nicht nach einigen Jahren einem Reporter die Auskunft erteilt, wir hätten nie erfahren, wie diskret ein Arzt von der Freiwilligen Rettungsgesellschaft sein kann. Der Gatte ging damals beruhigt nachhause, machte dem Gerede der Nachbarsleute durch Berufung auf das Berufsgeheimnis ein Ende, und die letzten Zuckungen der Eifersucht beschwichtigte die Gattin selbst mit dem plausiblen Einwand, daß das Erscheinen der Rettungsgesellschaft ein Tratsch der Nachbarn sei und die Diskretion der Ärzte ein Beweis für das Nichterscheinen. So lebten die Eheleute in Frieden dahin, bis eines Tages im ‚Neuen Wiener Journal' die Erinnerung des Herrn Charas an jenes Abenteuer zu lesen war, bei dem die Charitas der Venus aus der Patsche half. Namen waren — bis auf den des Retters — nicht genannt. Aber da die Nachbarsleute noch leben und auf das ‚Neue Wiener Journal' abonniert sind, so machten sie den Ehemann auf den interessanten Artikel aufmerksam und fragten ihn, ob der Fall nicht eine gewisse Ähnlichkeit mit jenem von damals habe, als das ärztliche Berufsgeheimnis sie beinahe um den Ruf gebracht hätte, wahrheitsliebende Nachbarsleute zu sein. Eine abermalige Anfrage des Ehemannes bei Herrn Charas prallte abermals an der Berufung auf das Berufsgeheimnis ab, und abermals war es gelungen, das Glück einer Ehe zu erhalten . . .

Man glaubt immer, daß es nur die Pflicht des Arztes sei, zu heilen. Der wahre Philantrop verteilt Maccaroni an die Nebenmenschen, und erhält nicht nur das Glück der Lebenden, sondern auch die Ehre der Toten. Was bliebe der ärztlichen Kunst noch zu tun übrig, wenn einer ohnehin schon tot ist? Der Arzt kann sich damit begnügen, die Rechnung einzuschicken; er kann aber auch noch ein übriges tun, nämlich die Ehre des Verstorbenen retten. Eines

sich, daß er einen günstigen Artikel haben soll, und schickt es gerne . . . .

Halt, da ist Finot, der Chef meines Blattes; er plaudert mit einem talentvollen jungen Mann, Félicien Vernou, einem kleinen Schlingel, der so gefährlich ist wie eine geheime Krankheit.« »Nun«, sagte Finot, der mit Vernou auf Lousteau zutrat, »du hast eine Premiere. Ich habe über die Loge verfügt.« »Du hast sie Braulard verkauft?« »Was macht's? Du bekommst schon einen Platz. Was willst du von Dauriat? Ach, daß ich's nicht vergesse! Es ist abgemacht, daß wir Paul de Kock stark loben, Dauriat hat zweihundert Exemplare genommen, und Victor Ducange lehnt ab, einen Roman für ihn zu schreiben. Dauriat sagt, er will einen neuen Autor im selben Genre kreieren. Du wirst Paul de Kock über Ducange stellen.« »Aber ich habe mit Ducange zusammen ein Stück an der Gaieté«, sagte Lousteau. »Was macht's? Du sagst ihm, der Artikel sei von mir, und er sei ganz wild gewesen, du aber hättest ihn gemildert, dann ist er dir Dank schuldig.« . . .

»Was uns unser Leben kostet, der Gegenstand, der in langen Nächten der Arbeit unser Hirn müde gemacht hat, all dieses Wandern im Land der Gedanken, das ganze Ergebnis unserer Arbeit, die Schöpfung, der wir Geist und Blut gegeben haben, wird für die Verleger ein gutes oder schlechtes Geschäft. Die Buchhändler verkaufen ihr Buch oder verkaufen es nicht. Das ist für sie das ganze Problem. Ein Buch stellt ihnen riskiertes Kapital vor. Je schöner das Buch ist, um so weniger Aussichten hat es, verkauft zu werden. Jeder hervorragende Mann erhebt sich über die Massen, sein Erfolg steht also im geraden Verhältnis zu der Zeit, die nötig ist, um das Werk zur Geltung zu bringen. Kein Buchhändler will warten, das Buch von heute muß morgen verkauft werden. Auf Grund dieses Systems lehnen die Verleger die gewichtigen Bücher ab, die der

Auf Papier ist doch alles möglich

sogar, daß in der ersten Spalte der Satz steht

»— — Ich verstehe es, daß die Tatsache, daß eine krankhaft veranlagte Frau zu 6 Jahren Kerker verurteilt wurde, während die Leute, die ihre krankhafte Veranlagung ausgenützt haben, frei herumlaufen, Befremden erregen kann. Ob da etwas hinter den Kulissen mitgespielt hat, kann ich nicht sagen.«

Und der es nicht sagen kann, aber wissen muß, ist der Mann, der das skandalöse Urteil nach geheimer Verhandlung gefällt hat, Herr Habietinek. Dem infolgedessen der ‚Abend', als Dank dafür, daß er ihm die erste Spalte füllte, das Lob spendet:

Es ist anzuerkennen, daß Hofrat Habietinek so aufrichtig spricht. Er, der immer ein milder Richter war, hätte nur die Stärke haben müssen, im Fall Kadivec durchzustehen. — — Ein Mann, der durch viele Jahre einer der höchsten Richter in Österreich war, bestätigt hier, was heute in Österreich allgemeines Empfinden ist: daß die österreichische Justiz faul ist

Und nachdem die Gracchen so nicht nur, wie es täglich auf allen Gebieten des publizistischen Lebens erlebt wird, zu Klägern, sondern sogar zu Richtern geworden sind und dafür von dem Blatt, welches ihre Schuld enthüllt, gelobt werden, kann es in der zweiten ~~Stelle~~ fortfahren:

Wiederaufnahme, weil die Justiz geschändet wurde

Die Wiederaufnahme des Prozesses Kadivec ist eine unabweisbare Forderung. — — Das ist der springende Punkt: Die Tatsache, daß das Gericht weghörte, wenn Dinge vorkamen, die den Mitangeklagten der Frau schädlich sein konnten — —

Aber einer unserer Mitarbeiter hatte Gelegenheit, mit dem Schänder der Justiz zu sprechen, der so aufrichtig ist, nicht sagen zu können, was ihn damals veranlaßt hatte, wegzuhören, der nicht weiß, was hinter den Kulissen einer geschlossenen Vorstellung, deren Regie er führte, mitgespielt hat, der aber versteht, daß es Befremden erregen kann. So leben wir alle Tage!

2. Satz

Einer von denen, die es in Österreich noch gibt

Es geschieht immer in den Tagen, wo die Justiz ihren Schwächezustand nicht verbergen kann, daß sie dort, wo man es nicht verlangt hat, zu imponieren beginnt. Der strategische Rückzug vor Herrn Castiglioni wird durch Vorstöße gegen Frauen, die der nächsten Generation das Verhungern ersparen wollten, durch Umzingelung von Zimmervermieterinnen und durch Attaken gegen Zeuginnen wettgemacht, und wenn der große Räuber fünfzehn Milliaden geboten hat, damit man ihn nicht lebendig liefert, so können wir sicher sein, in der Gerichtssaalrubrik, die eine so ~~beträchtliche~~ Lücke aufweist, von einem armen Schelm zu lesen, der im Taglohn arbeitet und elf lebendige Kinder hat, ~~und~~ der darum einen Laib Brot nicht nehmen/oder dessen Frau ein zwölftes nicht abtreiben durfte. Und was an Scherzhaftigkeit gegen Personen, die das Unglück hatten, Parteien zu werden, geleistet wird, das geht in einer Epoche, in der die Justiz alle Ursache hätte, nicht nur die Augen mit einer Binde, sondern das Haupt mit einem Sack zu verhüllen, schon ins Aschgraue. Eine um ihre Liebe betrogene, von einem monarchistischen Ritter ausgeraubte Frau ist Zeugin. Ihr Geschlecht, ihr Schicksal, die Nötigung vor Gericht zu stehen, alles heischt Rücksicht, Schonung, Erbarmen, Takt, Diskretion, kurz alles was sich auf der Straße einer Negerstadt von selbst verstünde. Der Richter — er heißt Schachner und ich habe von seiner Erleuchtung in § 19-Sachen noch einen Schein bewahrt, der in zwanzig Jahren nicht erloschen ist — macht Bemerkungen wie diese:

»Sie haben aber gewußt, daß ihr Mann kein Vermögen und keine Beschäftigung hat?«

Die Zeugin wiederholt, daß sie ihren Mann nicht gefragt und ihm vertraut habe, weil sie ihn liebte. Vorsitzender Dr. Schachner: Liebe dauert ewig, hier sagen Sie aber gegen ihn aus.

— — Die Zeugin berichtet dann weiter, daß ihr Mann für seinen Bruder 150 Millionen verausgabt habe. Sie sei nicht in der Lage gewesen, dagegen Einspruch zu erheben, und habe den Bruder ihres Mannes bei sich dulden müssen. — Vorsitzender Dr. Schachner (gleichgültig): Na, wenn ein Bruder den andern unterstützt, ist das nicht so furchtbar. — Vertreter der Privatbeteiligten: Aber nicht mit dem Geld der Frau!

Selbst ein so gerichtsaalfrommes Schafsblatt wie das Neue Wiener Tagblatt kann sich nicht enthalten, von »merkwürdigen Äußerungen des Vorsitzenden« und von »Bemerkungen auffallendster Art« zu sprechen. Die Zeugin erzählte, daß ihr Mann einmal gedroht habe, »er könne jemand mit dem Staub eines zerriebenen Rohrstockes vergiften, und man werde bei der Obduktion gar nichts bemerken«.

Vorsitzender Dr. Schachner (ironisch): Also, Sie haben sich vor dem Rohrstaberl gefürchtet!

Wenn man jahraus jahrein immer wieder die Schwerverbrechen dieser Justiz an Angeklagten — deren Gipfel wohl die barbarische Bestrafung der Frau Kadivetz durch den Herrn Habietinek ist, der jetzt als Advokat die ~~Geschäfte~~ des Herrn Direktors Robert vertritt —, wenn man insbesondere diese durch keinen moralischen Protest abzustellenden Roheitsdelikte gegen wehrlose Zeugen und Zeuginnen miterlebt, diesen trivialen Hohn einer geistigen Dürftigkeit, die sich nun völlig gehen läßt, ehe sie im Namen der Republik ihr sogenanntes Urteil in den Kaiserbart brummt — dann fragt man sich, was eine Zeitgenossenschaft wert ist, die ihre tiefe Respektlosigkeit vor geistigen Gütern mit der unabänderlichen Hochachtung vor ~~der allerfragwürdigsten aller~~ Autoritäten verbindet, und was ein politischer Umsturz taugt, der dem gröbsten Unfug der alten Staatsmacht kein Ende gesetzt und dem Kaiserbart dieser Justiz kein Haar gekrümmt hat. Dazu mußten Millionen sterben, daß die Herrschaften wie eh und je das Theater aus dem Gerichtssaal machen, das er, wenn das Auditorium zu lachen anfängt, auf einen Wink mit dem Rohrstaberl nicht mehr sein darf und daß er ja in der Tat nicht ist, weil selbst das Theater im Wandel der Zeiten nicht so herunterkam. Verändert hat sich da nichts, verschlechtert alles. Und die Hoffnung, daß die Justitia, wenn mundus schon pereat, aus ihrer Binde Charpie zupfen werde, ist schmählich getäuscht worden.

* * *

Todesurteil und Prügelstrafe

Keine Geschworenenbank hat noch bisher ihr Todesurteil in einer Beratung von zehn Minuten »erledigt«. Was den zwölf Männern aus dem Volk ihr Gewissen verleidete, diesen siebzehn Herren von hohen akademischen Graden haben keine zarten Bedenken dagegen gehabt. Aber was sage ich »Beratung«? Die Frühstückspause hat ihnen genügt! Seht ihr sie, Mitmenschen, behaglich das belegte Brot kauend, im Konferenzzimmer umhergehen, während über Leben oder Nichtleben des »Schwarz Thomas, Schüler der Oktava« entschieden wurde? — —

Müßte man nicht, wenn man diese Artikel der Skandaille liest, wirklich glauben, daß die Professoren ein »Todesurteil« über den armen Gymnasiasten, der den Scherz auf die Tafel geschrieben hatte, gefällt haben? Was immer man gegen sie einwenden mag, und mögen sie alle zusammen nicht so viel wert sein, wie das Leben dieses einen Knaben (dessen krankhaftes Minus doch ~~nun einmal~~ der Widerspruch ~~bleibt~~ zwischen der demonstrierten Geringschätzung des Schulmilieus und der tragischen Überschätzung ihrer Folgen) — erfreulicher ist selbst der ärgste Lebensbedrücker unter ihnen als dieses greuliche Libertinertum, das den Autoritätshohn der Schultafel in die Zeitung fortsetzt. Ganz ebenso schlimm aber der andere Typus, der des alten Geistreichtums, welcher der Schultyrannei Mut gegen die Jugend machen möchte und sich mit der Humorigkeit, die schon auf hundert Meter als die des Julian Sternberg riechbar wird, in einem Nachruf unter dem Titel »Der Lustigmacher« (so nannte der Direktor den Knaben) zu der folgenden Impertinenz versteigt:

— — Man müßte doch annehmen, daß die Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, dem Lustigmacher anders beizukommen als dadurch, daß man ihn zum bürgerlichen Gymnasiastentod verurteilte, worauf er ein weiteres Todesurteil über sich aussprach. Wenn der beleidigte Lehrer die Inschrift auf der Schultafel: »Die Professoren können Alles . . .« ganz anders gedeutet hätte, nämlich dahin, daß die Professoren unter Umständen einem dummen Jungen auch Eine hinter die Ohren versetzen können, dann würden heute nicht verzweifelte Eltern im tränenlosen Schmerz auf einen frischen Grabhügel starren.

Was müßte man erst alles einem liberalen Schreiber versetzen können, der ein System befürwortet, das in den Schulzeiten der finstersten Monarchie nicht möglich gewesen wäre, um einen toten Knaben zu schmähen, der doch jedenfalls mehr Talent und mehr Ehrgefühl bewiesen hat als die ganze Redaktion der Neuen Freien Presse. Der arme Gynasiast hat sich zu seiner Tat bekannt und aus der Strafe eine unverhältnismäßige Konsequenz gezogen. Herr Sternberg (Bürgerlicher), der seinerzeit — für Breslau — mir ohne Nennung meines Namens, aber mit unverkennbarer Beziehung die Titulatur eines »Lümpchens« gegeben hatte, leugnete, ehe er verurteilt wurde, und blieb der Lustigmacher der journalistischen Klasse, mit dessen Ödigkeit es keine Konkurrenz aufnehmen konnte. Aber daß auf einer Schultafel, zu was immer für Unfug sie Gelegenheit bieten möge, mehr Grütze sichtbar wird, als in einer Schmocknotiz, brauchte nicht erst bewiesen zu werden. Welche ausgewachsene Dummheit, zu vermuten, daß der Oktavaner, von dem das Blatt im unmittelbaren Anschluß an die Schäbigkeit berichtet, daß er den Selbstmord verübt habe

weil er sich durch den Antrag des Professorenkollegiums auf Ausschluß von der Anstalt in seinem Ehrgefühl tief gekränkt fühlte

die Prügelstrafe überlebt hätte! Nein, sie im Gynasium einzuführen, wäre unpädagogisch; die jungen Leute sind noch nicht reif. Erst wenn sie ins Leben hinaus und in die Redaktion eintreten, da ist sie am Platz!

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Mit den Negern kann man machen, was man will

Aus einer Zuschrift:

In einem Gespräch mit einem jungen Mann, der seit einiger Zeit im kaufmännischen Beruf tätig ist und demnächst nach Westafrika gehen wird, um dort zu arbeiten, stellte ich die Frage, aus welchem Grunde er die dortigen Lebensbedingungen für besser halte als die hiesigen; ich bekam die folgende Antwort: »Hier ist man der Übervorteilung durch andere sehr ausgesetzt, aber wenn mir dort in Afrika etwas nicht recht ist, dann hau' ich dem betreffenden Neger eine Watschen herunter oder knall ihn nieder; keine Katz schert sich dann um ihn; mit den Negern kann man dort machen, was man will. Wissen Sie übrigens, die bekommen zwei Zigaretten Taglohn und müssen schinden von der Früh bis auf d' Nacht.«

Die Worte aus ihrem Aufsatz »Der Neger«, angefangen von »Geh hörst'rr schau drr den schwoazen Murl an!« bis »Tepeta!« »Stinkata!« haben mir, seit ich sie kenne, die Art der Wiener, alles was ihnen fremd ist, aber nur einzig und allein aus dem Grund, weil er ihnen fremd ist, auf diese Weise zu beurteilen, am trefflichsten charakterisiert; auch hier ist schon die Grausamkeit, daß man einem Schwarzen alles antun kann, enthalten; weil er als Schwarzer geboren wurde, hat er alle Konsequenzen zu tragen, auch die, von jedem Wiener Pülcher mißhandelt zu werden. Ob so bald jemand, der nicht in Wien bodenständig ist, gefunden werden könnte, der eine ähnliche Bemerkung, die derartige Roheit verrät, machen würde, ist füglich zu bezweifeln.

Bestimmt ist, wiewohl ja die Schwarzen sittlich turmhoch über ihren weißen Peinigern jeder Landsmannschaft stehen, derlei nur in der Gegend möglich, die von Gott ein Patent auf Gemütlichkeit bekommen hat. Aber er hat es, weiß Gott, doch schlecht eingerichtet, wenn man sich vorstellen soll, daß in Westafrika ein nichtsahnender Neger sich heute noch der Sonne freut, der zu Weihnachten schon erschlagen sein wird, weil er etwas getan hat, was dem feschen Wögerer Pepi, dem soeben die Freunderln auf dem Bahnhofe Abschied zuwinken, »nicht recht ist«.

Was sagt die Gehirnanatomie zu dem Fall

Ein eigenartiges Jubiläum Turl Wieners. Montag den 27. d. gelangt in der Robert Stolz-Bühne »Das Fräulein aus 1001 Nacht« zum fünfundzwanzigstenmal zur Aufführung. Der Komiker Turl Wiener begeht im Rahmen dieses Abends das Jubiläum des 2500. Auftretens in einer Robert Stolzschen Operette. Turl Wiener war schon im Jahre 1908 in der ersten Operette dieses Komponisten »Die lustigen Weiber von Wien«, zu der Brammer und Grünwald das Buch geschrieben hatten, beschäftigt, in dieser 150mal, später in «Mädel küsse mich» 500mal, in »Lang, lang ists her« 600mal, im »Tanz uns Glück« 125mal und im »Sperrsechserl« 1100mal.

Das ist offenbar der Wiener, der nicht untergeht.

6

Ein ganz Großer

— — Ergreifend ist diese fast ärmliche Ruhestätte, die dennoch, mehr als jeder Prunk es vermöchte, verrät, daß hier ein ganz Großer ruht. — —

In Sperrdruck. Also wohl Kant?

Wenn er heute in seiner Größe noch nicht erfaßt wird, so ist es, weil er, wie in der Regel alle ganz Großen, seiner Zeit vorauseilte und von seiner Mitwelt nicht verstanden wurde. Die Welt aber wird und muß sich zu ihm bekennen oder wir eilen dem Untergang zu. — —

Kirkegaard?

Das Grab — — ruft in mir die Worte der göttlichen Verheißung in Erinnerung, die uns die Gewähr für den Fortbestand der katholischen Kirche bis an das Ende der Zeiten gibt: »Du bist der Fels! Und die Pforten der Hölle werden dich nicht überwältigen!« Auch hier ein Fels, der sich vom Antichrist nicht überwältigen ließ — —

Bruckner? Nein, Kaiser Karl, über dessen Grab ein Weiland in der Reichspost noch das Folgende auszusagen weiß:

Wie er im Leben war, so auch sein Grab; bescheiden, anspruchslos, gleichgültig gegenüber der Kritik der Mitwelt, keine Rücksichten nehmend auf vorübergehenden Erfolg und Vorteil für sich und seine Familie, und doch unbeugsam und stark in allem, was er als seine Pflicht erkannt hatte, hierin zielbewußt, trotz aller Einflüsterungen und Anfeindungen.

Alle diese Eigenschaften mag man vielleicht einem Grab nachsagen können. Aber daß der lebende Kaiser Karl unbeugsam stark und zielbewußt war, soll just nicht der Eindruck gewesen sein, der sich einem, der mit ihm zu tun hatte, aufgedrängt hat.

7

Ein Stimmungskünstler

Die meisten Depeschen Franz Josephs an die Kaiserin Elisabeth, die jetzt eine glückliche Hand ans Tageslicht gebracht hat, beschränken sich auf sachliche Anfragen und gehaltvolle Feststellungen wie etwa;

. . . Wie geht es Dir und was hörest Du von Valerie? . . . Wie geht es Euch? . . . Wann kommt Ihr nach Schönbrunn? . . . Es geht uns allen gut und ich umarme Dich herzlichst . . . Schönes, sehr warmes Wetter . . . Wetter besser, aber kalt und noch regnerisch . . .

Da kann man denn der Neuen Freien Pesse den starken Eindruck nachfühlen, den sie in dem folgenden Ausnahmsfall empfunden hat:

Sehr stimmungsvoll ist die Depesche an seine in Miramar weilende Gattin:

Glücklich in Landskron eingetroffen bei herrlichem Wetter, sind meine Gedanken bei Dir und begleiten Dich auf der blauen See. Fj.

Die größte Geisteserscheinung Wiens

Die Myopie der Welt, den Schöpfer des »Schlagobers« ins Gesicht — in dieses! — für einen Schöpfer zu halten, mag auf ihrem Schein bestehen. Auch mögen sie in dem Glauben selig werden, daß sich im Kampfe der Wiener Musikbureaukratie gegen die Aktiengesellschaft und in der Überwältigung des Großunternehmers durch die Mittelmäßigkeit das typische und wienerische Künstlerschicksal vollziehe. Ein gnädiger Gott hat mir das lebendige Interesse für die Sphäre, in der diese Dinge spielen, vorenthalten. Doch fehlt es mir leider nicht an der Intuition, die ohne fachmännischen Rückhalt die Nullifizierung der aufgemachten Nichtpersönlichkeit auf jedem Gebiete durchzuführen vermag, weil es ja doch genügt, eine gute Nase zu haben, wo andere nur ein schlechtes Aug und ein gutes Mundwerk haben. Und vor keiner künstlerischen Sphäre hat der naturberatene Nichtfachmann so recht wie vor jener, wo jeder Fachmann den andern für keinen hält, wo jeder jedem den Ton samt der Gurgel abschneidet; keine gibt es, die so von schmutziger Politik besessen wäre wie diese; keine, deren Kompetenzen so von der ausgesuchten Häßlichkeit und Gemeinheit vertreten sind wie die der Musik, imstande, einem die so verwaltete, so vom Mißton der Berechnung durchkreuzte Welt des Wohllauts als solche problematisch zu machen und verhaßt. Item, sie mögen herumschmocken, daß wir — in der ewigen Perspektive: Beethoven für den Fremdenverkehr — ruiniert sind, weil wir Herrn Richard Strauß verlieren, der nur mehr als Schloßherr vom Belvedere das Gebiet des von ihm blamierten Bundes betreten wird. Was sich aber der Herr Dr. Max Graf an Nänien leistet, geht denn doch ins ~~Aschgrau~~. Er schließt seinen Leitartikel mit der schlichten Feststellung:

> Daß durch solches Handeln das Recht eines einzigen, unersetzlichen Künstlers, des größten lebenden Musikers, der größten Geistes-erscheinung Wiens, der eine Ausnahmsnatur ist und als solche genommen werden mußte, verletzt wurde, vervollständigt die Tragödie. Es gibt keinen Menschen in Wien, der in dem Augenblick, wo Richard Strauß zum Rücktritt von der Operndirektion genötigt wurde, in der er sechs Jahre ein großes Licht war, nicht fühlen würde, daß die geistige Welt Wiens ärmer geworden, daß weniger Aufschwung und Begeisterung hier ist und daß die Verbindung mit dem großen Geistesleben der Welt gelockert wurde.

Doch, lieber Graf, einen gibt es. Und zwar einen, der ohne diesmal den Vorwurf des Eigendünkels fürchten zu müssen, der Meinung ist, daß sich selbst in seiner Glosse über »Schlagobers« eine größere Geisteserscheinung Wiens ausspricht als in »Schlagobers«, von seinen Theaterwerken nicht zu reden, wenngleich er von diesen bisher nicht so viel Tantiemen gewonnen, ja auf sie zugunsten anderer verzichtet hat. Einen, der nun einmal Natur und Kunst mit ganz anderen Augen sieht als seine Zeitgenossen, auch im Kulturgeschäft den Aufschwung als das Stadium vor der Pleite erkennt, die größte Geisteserscheinung Wiens als den Busenfreund der zweitgrößten, nämlich Karpaths, agnosziert, über die Geschichte von Prinzessin Praliné und Don Zuckero nicht und nicht hinwegkommt, und wenn er erst den Inhalt von »Herr und Frau Robert Storch« erzählen wollte, indem er etwa das Feuilleton des sympathischen Decsey vorläse/ohne ein Wort hinzuzutun — die Balken würden sich biegen, wenn er am Schluß nichts dazu sagte als: Von der größten Geisteserscheinung Wiens.

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen, und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *